

Mai 5/2016

Aus dem Inhalt

Ralf Miggelbrink
Ist das der Leib? 129

Bastian Rütten
„... und er stellte ein Kind in ihre Mitte“ (Mk 9,36) 131

Klaus Funke
„... dann erhebt Eure Häupter!“ 137

Christoph Dohmen
„Der Gott eurer Väter hat mich zu euch geschickt ...“
(Ex 3,15) 139

Georg Toporowsky
Aufwind spüren ... 145

Michael Lejeune/Christoph Stender
Ausgedient? 150

Literaturdienst: 157

Giovanni Maio: Medizin ohne Maß?

Bruno Kurth/Joachim Gerhardt (Hrsg.): Gemeinsam stärker

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prof. Dr. Ralf Miggelbrink Universität Duisburg–Essen, Lehrstuhl für Systematische Theologie, R12 T04 E11, 45141 Essen | Dr. Bastian Rütten, Werner Jaeger Str. 65, 41334 Nettetal-Lobberich | Pfr. i. R. Klaus Funke, Blienschendorfer Weg 13, 23769 Burg/Fehmarn | Prof. Dr. Christoph Dohmen, Universität Regensburg, Universitätsstraße 31, 93053 Regensburg | PR Georg Toporowsky, Am Hänchen 30, 53937 Schleiden | Michael Lejeune, Pontstraße 6, 52062 Aachen | Pfr. Christoph Stender, Michaelsbergstraße 6, 52066 Aachen

Beirat: Domkapitular Rolf–Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8–9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18–21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642–7001, Fax (0221) 1642–7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich–Ebert–Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich–Ebert–Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865–2832

Ralf Miggelbrink

Ist das der Leib?

Dem jesuitischen Kämpfer für die Vernunft wider den Hexenspuk danken wir die poetischsten Texte des Gotteslobes wie jenen Osterhymnus, der mit der Frage anhebt „Ist das der Leib, Herr Jesu Christ, der tot im Grab gelegen ist?“ (Nr. 331 von Friedrich Spee). Der Dichter meditiert in kühnen Bildern Christi „verklärte Leibsgestalt“ und entfaltet damit ganz im Sinne der Christusfeste im Mai die Osterbotschaft inkarnationstheologisch: Christi Himmelfahrt thematisiert die Inkarnation scheinbar negativ: Der irdische Leib des Inkarnierten wird den Augen seiner Jünger entzogen. Dass aber dieser Moment der Transzendenz Gottes, seiner Jenseitigkeit und Entzogenheit, seiner ewigen Allgegenwart und Nirgendheit (*Deus est toto sine loco*) biblisch gestaltet wird als ein leibliches Geschehen (Apg 1,9-11) eben des Entzogenwerdens, ist bedeutsam: Die Transzendenz Gottes bleibt in Christus in der Spannung zur inkarnatorischen Immanenz: Er, den wir auffahren sahen, wird wiederkommen und deshalb ist es für uns sinnlos, unverwandt nach oben zu starren. Gottes Jenseitigkeit und Transzendenz, seine Allgegenwart und Unerreichbarkeit hat sich bleibend an die Endlichkeit dieser Welt gebunden. Der zum Himmel Aufgefahrene ist nicht ent-weltlicht, sondern in neuer Weise verweltlicht. Die neue Art seiner leiblichen Anwesenheit in der Welt ist wirkungsvoller und umfassender, weil sie die inkarnatorische Beschränkung von Raum und Zeit überwindet.

Geschichtlich erlebbar wird diese neue Gestalt der inkarnatorischen Präsenz Got-

tes innerhalb der Menschheitsgeschichte im Pfingstereignis: Leiblich in vielfältigster Gestalt gegenwärtig ist der inkarnierte Gott durch seinen Geist, in dem er sich durch viele Menschen vielen Menschen zu erkennen gibt. Der eine Leib des Auferstandenen Christus wird zum wirksamen Zeichen der Einheit dessen, was in der Vielfalt, Widersprüchlichkeit und den Konflikten der Menschen untereinander nach Geltung strebt: „Es gibt viele Gaben des Geistes, aber nur den einen Geist [...]. Er bewirkt alles in allen“ (1 Kor 12,4.6b).

Das Fronleichnamfest betont den inkarnatorischen Charakter der österlichen Gegenwart des Auferstandenen. Durch die Prozessionen wird das Altarsakrament als sakramentale Gegenwart des Auferstandenen sinnfällig in die Lebenswelt der Christen eingebettet. Der eucharistische *corpus Christi* wird sinnfällig zum Kristallisationskern des *corpus Christi mysticum*, also jenes Leibes Christi, dessen Glieder die christliche Gemeinde bildet. In der hochmittelalterlichen Inszenierung des Fronleichnamfestes kommt diese Ekklesiologie zur sinnfälligen Gestaltung: Um den im Schaugefäß erhobenen Christus schart sich der nach Geschlechtern, Generationen, Gruppen, Ständen und Verbänden geordnete und gegliederte Leib des Gottesvolkes.

In unseren Städten wirkt diese Inszenierung nicht selten anachronistisch. Die kleiner werdenden Scharen der leiser singenden Prozessionen queren mancherorts nur noch geduldet von den mit laufenden Motoren auf ihre Weiterfahrt wartenden Verkehrsteilnehmern die immer weniger festlich geschmückten Straßen. Dennoch bleiben Prozessionen die Möglichkeit eines starken Zeichens, mit dem Christen ihr In-der-Welt-Sein als Gestalt der Gegenwart des Auferstandenen in seiner Gegenwart *für alle* zur Erscheinung bringen.

Die nachösterlichen Christusfeste verbinden die Transzendenz Gottes auf das Engste mit seiner Immanenz. Beide Begriffe ent-

falten ihr Verständnis im Lichte der Osterzeit voneinander her: Gottes Transzendenz ist eine intensivere Form seines Daseins für alle Menschen (Himmelfahrt), die sich im Geist als dem Medium der interpersonalen Verbundenheit aller Menschen ereignet (Pfingsten) und auf innerweltlich leibliche Gestalten ihres Erscheinens hindrängt (Fronleichnam). Die Entgrenzungsmetaphorik dieses (etwas geweiteten) österlichen Festkreises findet in der Witterung der aufbrechenden Vegetationsphase des Jahres ihre Entsprechung.

Doch wie lässt sich diese Entgrenzungsdynamik der immanenten, inkarnatorischen Transzendenz Gottes so feiern, dass die Feier nicht abgrenzend und hermetisch wird? Damit würde ja die Festgestalt dem Festsinn widersprechen. Wie lässt sich Pfingsten als ein Fest begehen, das die unterschiedlichsten Menschen dynamisch verbindet? Sicher nicht durch den geistlosen Relativismus derjenigen, die heute schlaudumm nachplappern: „Die Wahrheit gibt es nicht.“ Aber auch der Fundamentalismus derjenigen, die die Wahrheit genau zu kennen glauben, entfaltet keine pfingstliche Dynamik. Gefragt ist die inkarnatorische Sehnsucht nach der grenzenlosen Weite Gottes in seiner Wahrheit, der alle Menschen in seinem Geist über die Borniertheiten ihrer Überzeugtheiten hinausführt, hinein in die suchende, fragende, streitende, aber auch verstehende Begegnung, hin zu einer vertieften Erkenntnis der einen, alle verbindenden Wahrheit Gottes. Die Bibel als das Buch dieser Wahrheit ist keine Sammlung wahrer Sätze, sondern eine Sammlung exemplarischer Begegnungsgeschichten von Menschen, deren Leben sich unter der Gegenwart des transzendenten Gottes zu neuen Qualitäten erhoben hat. Die Bibel ist eine Einladung, am Beispiel der kanonischen biblischen Gestalten die verwandelnde Wirkung des inkarnatorischen Gottesgeistes im eigenen Leben zu suchen, zu finden, zu leben und zu feiern.

Liebe Leserinnen und Leser,

auch wenn uns in der Kirche die Mahnung Jesu „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder ...“ nur allzu vertraut ist, so gehört das ernsthafte Einnehmen der Kinderperspektive nicht unbedingt zum Alltag der Erwachsenen, die im Dienste der Kirche stehen. Genau dafür aber wirbt **Dr. Bastian Rütten**, Geschäftsführer einer Jugendherberge, der zugleich als Theologe und Religionspädagoge im Grenzgebiet von Katechese, Spiritualität und Kultur arbeitet.

Auch um eine Frage der Perspektiveneinnahme und -eröffnung dreht es sich im Beitrag von **Pfarrer i. R. Klaus Funke** von der Insel Fehmarn. Er fragt nach dem rechten Umgang der Kirche mit denen, die als Täter zweifelsfrei größte Schuld auf sich geladen haben, die weder zu vertuschen noch zu beschönigen ist, und für die dennoch das von der Kirche zu vermittelnde Versöhnungsangebot Gottes gilt, das er in Kreuz und Auferstehung seines Sohnes allen eröffnet hat, die ihm vertrauen.

Tiefgründig geht **Prof. Dr. Christoph Dohmen**, Alttestamentler an der Universität Regensburg, der Berufung des Mose und der Selbstoffenbarung JHWHs in Ex 3 nach und deutet die Dornbuschszene mit Benno Jacob als „Gegenwarts- und Zukunftswort“ in einem bzw. als „aus der Vergangenheit begründeten Vorausblick“, der uns Hoffnung gibt.

PR Georg Toporowsky, Leiter der Seelsorge im Nationalpark Eifel und Vogelsang, präsentiert informativ, inspirierend und einladend ein Projekt, das zwar sehr speziell und aufgrund seiner Ortsgebundenheit nicht einfach übertragbar ist, aber lohnt, als Einladung verstanden zu werden, sich „aufmerksam mit deinem Gott gehend“ (Mi 6,8) besonders - aber nicht nur - mit jungen Menschen auch aus anderen Bistümern auf die Reise in die Eifel zu begeben.

Michael Lejeune, Gastronom und Student der Wirtschaftsinformatik mit hohem Engagement im Mentorat der TH Aachen, sowie dessen Leiter **Pfr. Christoph Stender** denken über den in der Kirche so gerne gebrauchten Begriff des „Dienens“ nach und versuchen ihn u. a. durch Abgrenzung vom „Service“ zu profilieren.

Perspektiveneröffnungen, -weitungen und -berechnungen - so könnte man diese Mai-Ausgabe des Pastoralblatts übertiteln. Lassen Sie sich davon unter den Antrieb des Pfingstgeistes „inspirieren“, wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

„... und er stellte ein Kind in ihre Mitte“ (Mk 9,36)

Ein anderer Blick auf die Spiritualitätsdidaktik

Der Begriff *Spiritualität* scheint in unserer Zeit in aller Munde zu sein. Ein Zauberwort oder ein „Volksnahrungsmittel“ (G. Bitter) könnte man meinen, findet man ihn doch mittlerweile in so vielen Bereichen unserer Gesellschaft – auch in Lebensbereichen, die wir vielleicht als säkular bezeichnen würden.

Innerhalb der theologischen und religionspädagogischen Diskussion wird seit Jahren über spiritualitätsdidaktische Fragen diskutiert. Kritisch wird hinterfragt: Ist Spiritualität lehrbar? Kann man Spiritualität lernen? Kann es überhaupt so etwas wie eine Didaktik der Spiritualität geben?

Wenn man davon ausgeht, dass es Lehr- und Lernprozesse im Kontext der Spiritualität gibt, so wird sicher nicht angezweifelt werden, dass es auch Lehrende und Lernende geben muss. Aus der traditionellen, innerkirchlichen Sicht bzw. aus dem Blickwinkel der Religionspädagogik sind die Rollen klar verteilt: Religionspädagogen und Theologen sind die Lehrenden par excellence. Das spiegelt sich in der kirchlichen Praxis wider: Religionslehrer, Gemeinde- und Pastoralreferenten, Diakone und Priester haben in ihren Aufgabenbereichen direkt und konkret mit (meist jungen) Menschen Kontakt und begegnen ihnen mehr oder weniger ausdrücklich als „Experten“ und „Lehrende“ auf dem spirituellen Lernweg. Die unzähligen ehrenamtlichen Katecheten sind ebenfalls zu nennen, die nicht selten immer mehr auch zu Erstverkündigern werden, wenn sie Menschen auf Eucharistie und Firmung vorbereiten. Auch sie könnte

man im weitesten und traditionellen Verständnis als „Lehrende der christlichen Spiritualität“ bezeichnen. Zuletzt fallen einem natürlich die Eltern und Familien ein, welche (sofern sie vom christlichen Glauben geprägt ihr Leben gestalten) im alltäglichen Tun Vorbild und Lehrer in christlicher Lebensgestaltung und Spiritualität sind.

Schauen wir auf die Seite der so genannten spirituell Lernenden. Schon allein dieser Begriff erweckt den Eindruck, dass es Menschen gebe, die ihre Spiritualität „noch nicht fertig“ gelernt haben, die noch defizitär und unperfekt sind – und auf der anderen Seite, dass es eine Stufe der spirituellen „Perfektion“ gebe, die man erreichen könne. Dieser Blick durch unsere gewohnte und innerkirchliche Brille allein bereitet mir manchmal etwas Sorge. Kurzum und ehrlich müssten wir im Hinblick auf die so genannten Lernenden sagen: Sie entsprechen doch eigentlich nur unseren Mustern von Spiritualität nicht, passen nicht in unsere Schablonen. Hier scheint eine Grenze der Spiritualitätsdidaktik auf. Wenn man also davon ausgeht, dass es Lernziele gebe, die man erreichen kann, läuft man Gefahr, so manche „andere“ oder „ungewohnte“ spirituelle Grundhaltung zu übersehen und zu erdrücken sowie „professionelle“ Hierarchien zu zementieren.

Diese Problematik drängt uns dazu, genau diese Rollen der Lehrenden und Lernenden einmal genauer zu betrachten und zu hinterfragen. Wenn wir ehrlich sind, sehen wir besonders in Kindern und Jugendlichen jene Zielgruppen, die einer „Lektion“ an christlicher Spiritualität bedürfen. „Selbstverständlich“, so könnte man meinen, denn Kinder und Jugendliche haben noch zu lernen. Dies ist sicher anwendbar auf das Aneignen vieler Fähigkeiten und Fertigkeiten sowie die volksmündliche Lebenserfahrung. Im Hinblick auf das Erlernen von Spiritualität ist dies jedoch nicht anwendbar. Der spirituelle Erfahrungsschatz mag im jungen Lebensalter geringer sein, eine weitere Entwicklung und Veränderung von Spiritualität ist zu diesem Zeitpunkt natürlich wahrscheinlich. Aber sind junge

Menschen und Kinder tatsächlich immer nur auf der Seite der Lernenden zu finden? Oder anders und konkreter gefragt: Können wir (Lehrende) von den Kindern neu und anders für unsere eigene (vermeintlich „erwachsene“) Spiritualität lernen?

„Vater, gib mir ein Wort“ – frühchristliche Tradition

Schauen wir in die Tradition unserer Kirche, so wäre eine Antwort in frühchristlicher Zeit sicher eindeutig gewesen. Zu dieser Zeit war spirituelles Lernen durch Begriffe wie „spirituelle Unterweisung“ geprägt. Diese geschah durch spirituelle Lehrmeister mit so genannter „geistlicher Kompetenz“. Diese Praxis findet ihre Wurzeln auch und vor allem in der monastischen Tradition, in der geistliche Väter um Worte des Ratschlages und der Unterweisung gebeten wurden. Meistens antworten diese Väter (in so genannten *Rhemata*) auf Themen, die für monastisches Leben Relevanz hatten. Es ging um Armut, Ascese, Demut, Gebet, um Gehorsam oder das Miteinander im Konvent. Entsprechendes Ansehen genoss ein solcher Ratgeber und Lehrer. Undenkbar, dass diese Rolle durch einen Novizen (also einen Klosterneuling), geschweige denn sogar durch ein Kind hätte erfolgen können! Auch wenn uns diese Methode in heutiger Zeit sehr fremd vorkommt, so war sie zumindest eines: lebensweltorientiert. Sie richtete sich an jenen Themen aus, die für den Fragenden und Suchenden relevant waren. Worum es also damals wie heute bei den spirituellen Lernprozessen gehen sollte, ist die Lebensweltorientierung. Die Lebenswelt des Klosters gab vor, dass die „erfahrenen“ Meister die Novizen einführten.

Aber: Ist diese Orientierung an der Lebenswelt der „Erfahrenen“, der „Erwachsenen“ alternativlos? Unsere heutige Lebenswelt ist im Gegensatz zum Kloster des Frühchristentums nicht mehr bis ins Kleinste über soziale Konventionen, Traditionen und unverrückbare Hierarchien geregelt.

Einen Zustand der „Perfektion“, der universal gültigen spirituellen und lebensweltlichen Meisterschaft gibt es nicht mehr. Die religiöse Landschaft, auch innerhalb ein und derselben Religionsgemeinschaft, ist vielfältig geworden. Das Individuum kann und muss die meisten seiner Entscheidungen frei treffen, muss seinen eigenen Weg, seinen eigenen Stil finden. Dies gilt auch für den Bereich der Spiritualität – schon allein in diesem Begriff schwingt viel mehr „Individualismus“ mit als beim Terminus „Religion“. Vor diesem Hintergrund der Pluralisierung und Individualisierung und der zunehmenden Wahlfreiheiten können sich auch die Rollen im spirituellen Lernprozess neu verteilen. Wir – die (zuvor) Lehrenden – dürfen und müssen uns als Lernende begreifen. Jedoch: An wem sollen wir uns orientieren? Wer gibt in diesen Zeiten der vielfältigen spirituellen Entwürfe und Ausprägungen das „Wort der Orientierung“? Warum hier nicht einmal den Blick statt „nach oben“ in die andere Richtung lenken: auf die Kinder. „Kinder als Lehrmeister für Spiritualität?“, so kann man mit Recht kritisch fragen. Und ich möchte sagen: Ja! Wir wollen es zumindest einmal probieren.

„Kinder an die Macht“

Der Sänger Herbert Grönemeyer gibt uns in einem seiner Lieder folgenden Tipp, wenn er singt: „Gebt den Kindern das Kommando; sie berechnen nicht, was sie tun. Die Welt gehört in Kinderhände; dem Trübsinn ein Ende, wir werden in Grund und Boden gelacht. Kinder an die Macht!“ Christen kommt diese Forderung wahrscheinlich gar nicht so fremd vor. Die Jesusworte, in denen Kinder als Vorbilder und kindliches Verhalten als Schlüssel zum Himmelreich dargestellt werden, klingen uns in den Ohren. Mit der Bevorzugung der Kinder ist immer eine Kritik an der aktuellen „erwachsenen“ Lebenswelt verknüpft. Im Markusevangelium (9,33-37) ist es Jesu Kritik am Hierarchie- und Machtdenken seiner Jünger, an ihrem Drang, sich zu vergleichen

und zu regeln, wer das Sagen haben sollte. Das Kind, das von Jesus in die Mitte gestellt wird, ist ein lebendiges Beispiel dafür, dass solch eine hierarchische Lebenswelt (und Spiritualität des „Besseren“) nicht alternativlos ist. Ohne kindliche Verhaltensweisen romantisieren zu wollen, so kann man doch sagen, dass Kinder von sich aus eben meist nicht vergleichen, berechnen und abwägen und dem Herz vor dem Verstand so manches Mal die Vorfahrt lassen. So manch eine kindlich-intuitive Weisheit würde uns vor vielfältigen kleinen und großen Katastrophen bewahren und unser vermeintlich taktisches und politisches Agieren in den Grundfesten erschüttern und anfragen.

Dieser wertschätzende Blick auf die Kindheit mag manchen vielleicht gar nicht so spektakulär neu erscheinen. Unsere Einstellung zur Kindheit ist durch die Reformpädagogogen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts geprägt, die erstmalig Kinder als Menschen mit eigenen Kompetenzen und Bedürfnissen ansahen. Vielleicht kommt denjenigen, die tagtäglich mit Kindern zu tun haben, das Reden von der „Weisheit der Kinder“ sogar etwas verkitscht vor. Zu Jesu Zeiten jedoch galten Kinder nicht als vollwertige Menschen. Sie wurden als körperlich und geistig unterentwickelte Erwachsene angesehen, als dumm und schwach. Dadurch standen sie am untersten Ende der Hierarchie und wurden gnadenlos ausgenutzt. Kindheit war eine Phase, die es zu überwinden galt. Vor diesem historischen Hintergrund hat Jesu Botschaft natürlich noch einmal eine besondere Sprengkraft. Jesus verknüpft seinen alternativen Blick auf die Kindheit mit der Aufforderung, sich der Kinder anzunehmen, sich um sie zu kümmern. Das ist uns heute in Fleisch und Blut übergegangen. Aber genau hier müssen wir uns hinterfragen: Ist dieses „Kümmern“ ein Geschehen, an dem beide Seiten teilhaben? Oder zementieren wir eine Wissens-, Kompetenz- und Machthierarchie der Erwachsenen über die Kinder? Wenn wir ehrlich sind, hat sich in dieser Hinsicht gegenüber der Antike nicht viel geändert. Kinder werden zwar im Allgemeinen besser behandelt

als zu Jesu Zeiten, aber die allgegenwärtigen Diskurse über „Förderung“, „Bildung“ etc. gründen auf der Einordnung von Kindern als „unfertig“ und „lernbedürftig“ – auch der religionspädagogische Diskurs ist da nicht immun. An dieser Stelle kann und soll es allerdings nun nicht um die Diskussion verschiedener Erziehungsstile gehen, sondern um die ehrliche Auseinandersetzung damit, ob wir Kindern zutrauen und zumuten, uns in spirituellen Dingen Lehrer zu sein. Und um die Reflexion darüber, ob wir uns im Umgang mit Kindern darauf einlassen, auch selbst einmal spirituell Lernende zu sein – und somit unsere eigene Gewissheiten und Lebenseinstellungen anfragbar zu machen.

„Klein sein“

Dass wir von Kindern Spiritualität lernen können, mag vielleicht von uns erwachsenen Denkern angezweifelt oder nicht ernst genommen werden. Aber, dass wir von Jesus (auch dem kindlichen und jungen Jesus) lernen können, steht sicher außer Zweifel. Eine bemerkenswerte Tatsache. Wir sagen doch gerade von Jesus Christus, dass er nicht nur wahrhaft Gott, sondern auch wirklich Mensch war und ist. Schauen wir also auf das, was uns der junge Jesus lehren kann und auf das, was wir bei ihm lernen können. Schauen wir auf die Geschichte Gottes mit den Menschen. In ihr lernen wir (auch schon vor Jesu Geburt) von den Kleinen der Gesellschaft. Jesus Christus wird in der Kunst gelegentlich als Lehrer dargestellt. Dabei handelt es sich um den erwachsenen Jesus. Wie schon gesagt: Niemand wird es ihm aberkennen, dass dieser Jesus uns und unserem Leben etwas zu sagen hat. Dennoch ist auch er nicht als Erwachsener zur Welt gekommen. Die Evangelien hätten sich also durchaus die Kindheitsgeschichte sparen können. Sie taten es jedoch nicht. Auch am jungen Jesus macht Gott deutlich, dass Gott uns am Menschen Jesus von Nazareth einen grundlegend neuen Weg zeigen will.

Dass die Menschheit diesen Weg erst lernen muss, liegt wohl vor allem daran, dass er für uns (vielleicht immer noch) paradox klingt. Gott wird ein Mensch, in einer ganz normalen Familie, wird im Stall geboren. Die größte Geschichte der Menschheit fängt klein und unscheinbar an. Gott setzt damit den Versuch fort, den er seit Weltenbeginn mit dem Menschen versucht hat. Aber: Er macht mit der Sache Jesu radikal ernst. Auch das Volk Israel hatte zuvor schon einige „Lektionen“ dieser Lehre erleben können. Anhand einiger Beispiele sollen exemplarische Lebensformen christlicher Spiritualität in den Blick genommen werden, die man auch – aber nicht nur dort – beim Jesus lernen kann.

In seinem Beitrag unter dem Titel „Klein sein“ betrachtet Dominik Blum¹ das Phänomen, dass sich Gott klein machen kann. Gott ist eigentlich (und das nicht nur im Alten Bund) der Große, der Mächtige, der Allwissende und er strahlt in dieser Wahrnehmung aus, dass er zugleich in allem perfekt und „fertig“ ist. Aber: Der große Gott ergreift seit jeher Partei für die Kleinen und das Kleine. Er tut dies ganz grundsätzlich. Er ist der Gott eines kleinen Volkes, er erwählt in David den kleinsten vieler Brüder zum König. Sein Handeln an den Kleinen wird im Magnifikat in eine Regierungserklärung gefasst, die deutlicher nicht sein kann. Wie viel können wir alleine von diesen Geschichten lernen und wie sehr können wir an ihnen wachsen? Der kleine David zeigt uns, dass uns Gott besonders dann beisteht, wenn es darum geht, die Riesen (Goliath) in unserem Leben zu besiegen. Er, der kleine David, lehrt uns Lieder, die an Tiefgang nicht zu überbieten sind. Seine Psalmen singen von existenziellen und fundamentalen Erfahrungen des Menschen. Sie singen von Vertrauen und Verzweifeln, von Freude und Leid. Dies legt uns der „kleine Hirtenjunge David“ vor, und seine Didaktik ist dabei überzeugend: Seine Musik, die Musik eines Kleinen, schafft es, das Herz des Großen Saul zu erfreuen. Weil David tut, was er aus sich heraus kann, weil es echt und ehrlich ist, weil er sich ganz

eingibt in sein Singen und Spielen, trifft es Saul ins Herz und dieser lernt so von David einen Weg, wie er die bösen Geister seines Lebens vertreiben kann.

Marias Magnifikat fasst dies in die Formel, dass sich bei Gott die Relationen von Klein und Groß verschieben und völlig neue Maßstäbe gesetzt werden. Bei der Geburt Jesu im Stall von Bethlehem setzt sich diese Vorliebe für das Kleine fort. Gott lässt die Mächtigen lernen, dass sich die Geschichte Gottes nicht in den Palästen und Machtstrukturen ereignet und fortschreibt.

Inspiziert von diesen Gedanken bedarf es einiger grundlegender Eigenschaften für unsere Lern- und Lehrprozesse, die sich an den Kindern orientieren.

Wir müssen uns des eigenen Kleins erinnern

Das Erinnern begegnet dem Christen unaufhörlich. Es ist ihm quasi in das Stammbuch geschrieben. Die Feier der Eucharistie, des Herrenmahles zum Gedächtnis, ist vielleicht das wichtigste Erinnern der christlichen Kultur. Die Liturgie der Osternacht drängt uns alljährlich, weitere Erinnerungen wachzurufen. Es sind jene Erinnerungen, die uns die Geschichte des Heils von Anbeginn vorstellen. Auch diese Geschichten beinhalten Unfertiges und implizieren so manches Mal das Scheitern. Trotzdem: Wir lernen aus ihnen und an ihnen etwas über uns, unsere Haltung zur Welt und zur Zeit und über unsere Beziehung zu Gott und den Menschen. Es muss uns nun gelingen, diese Kultur des Erinnerns nicht nur in den großen (kirchen-) historischen Kontexten zu pflegen, sondern auch auf uns hin anzuwenden. Warum vergessen wir Menschen so schnell Zeiten und Epochen unseres Lebens? Vielleicht, weil wir uns von einer Gesellschaft prägen lassen, die sich an dem perfekten und „fertigen“ Menschen orientiert. Diese Orientierung kann man nicht nur der Gesellschaft vorwerfen. Wo hören wir in unseren Gemeinden auf die Kleinen, und

nehmen diese Menschen ernst als Dialogpartner mit einem unglaublichen Schatz? Dazu braucht es in uns die Erkenntnis, dass wir selber in uns die vielfältigen Erfahrungen des Kleinseins tragen. In unserer eigenen Kindheit waren wir zutiefst überzeugt: Wir haben etwas beizutragen! Wir haben etwas zu sagen! Wie schmerzlich war es, dann zu erkennen, dass wir nicht ernst genommen werden. Wie viel haben wir den Erkenntnissen aus dem eigenen Kleinsein und auch dem eigenen Scheitern zu verdanken!

Wir brauchen den Mut, klein zu sein/klein bleiben zu wollen

Alles Leben lebt von Entwicklung. Trotzdem! In spirituellen Fragen lohnt sich der Mut, klein zu sein, klein bleiben zu wollen. Er wird uns neue Perspektiven eröffnen. Dieser Mut ermöglicht uns eine neue und andere Beziehung zu uns selbst, zu unseren Mitmenschen, zu unserer Umwelt und zu Gott. Wir müssen es nur wollen und uns vom Beispiel des kleinen Gottes anregen lassen. Gerade in Zeiten, in denen vermittelt wird, dass das Fertige die Perfektion darstellt, können wir am Kleinen lernen und um so mehr wachsen.

Ich möchte in einem letzten Schritt die Kinder in die Mitte stellen. Warum? Weil gerade sie so voll von jenen Erfahrungen sind, von denen ich schrieb. Wenn sie sich freuen, dann freuen sie sich echt und richtig. Sind sie traurig und betrübt, so sind sie es aus ganzer Seele. Erkennen Kinder Ungerechtigkeiten, so hören sie nicht auf, diese (auch unbequemen) Wahrheiten offen und überführend ehrlich auszusprechen. Hat man ihr Herz gewonnen, so ist die Beziehung von unendlichem Vertrauen geprägt. An den Kindern kann es uns gelingen, spirituelle Grundhaltungen neu und anders zu erfahren. Dies wird, so bin ich überzeugt, großen Nutzen haben. Einerseits für uns persönlich, andererseits aber auch für unsere Kirche und unser pastorales Handeln. Einige Versuche dazu:

*„Ich nehme dich lieber mal an die Hand!“
– Sicherheit suchen und
Vertrauen lernen*

Nebeneinander schlendern die 4-jährige Tochter und ihre Mutter an einem Dezembernachmittag über die Fußgängerzone. „Es wird schon ganz schnell dunkel!“, sagt die Mutter. Die Tochter schweigt, überlegt und ruft aus: „Ich nehme dich lieber mal an die Hand, Mama! Dann musst du keine Angst haben!“ Uns vermeintlich aufgeklärten und erwachsenen Menschen ist schnell klar: Eigentlich war es die Tochter, die von den aufkommenden, eigenen Gedanken über die einbrechende Dunkelheit überrannt wurde. Sie war es, die Schutz und Sicherheit wollte. Was sie tat, täte uns auch manchmal gut. Sie verfiel nicht in Panik, sondern streckte die Hand aus. Sie wusste um die sichere Nähe und sie wusste um ihre aufkommende Angst. Auch war sie nicht sicher, ob es genügen würde, die Hand auszustrecken und zu erfassen. Aber: Sie hat es versucht. Vielleicht ist genau diese Haltung es wert, neu erlernt zu werden. Hinter dieser Haltung steht vor allem die Frage „Woher kommt mir Hilfe?“ Und es steht eine unsichtbare, zaghafte, unsichere Antwort im Raum. Es bleibt uns Menschen zeitlebens aufgegeben: dieses Ertasten und Suchen von Sicherheiten.

„Wohin ist der gestorben?“ – Fragen lernen

Eine tote Amsel liegt am Straßenrand. Ein kleiner Junge beugt sich über den Vogel. Nach einer Weile spricht er die Frage auf: „Wohin ist der gestorben?“ Was hinter dieser Frage steht, ist die Begegnung mit dem ganz Anderen. Für den Tod gibt es keine einfachen Erklärungen. Die Berührung mit dem Sterben und dem Tod lässt uns immer sprachlos und traurig zurück. Es gibt nun mehrere Dinge, die wir von der Reaktion des Kindes erlernen können. Zum einen enttabuisiert der kleine Junge den Tod. Er geht nicht vorbei. Er schaut nicht

weg. Er setzt sich mit dem Tod auseinander und setzt sich diesem Anblick aus. Kinder stellen uns einen anderen Umgang mit dem Tod vor, als dies die Leidvermeidungstendenzen unserer Zeit tun. Es ist ein Weg, der die Fragen zu lieben versucht, um (wie es Rilke sagt) vielleicht in die Antwort hinein zu leben. Auch hier hätte unser aufgeklärter Verstand wahrscheinlich schnell eine Antwort zum Tod parat. Diese aber eben nicht „abzuspulen“ wäre die Herausforderung, an der wir wachsen können. Die Fragen lieben zu lernen – das können wir von Kindern lernen.

„Da sind Wolken in der Pfütze!“ – Staunen lernen

Nach einem heftigen Regenschauer war die Sonne wieder am Himmel zusehen. Ein zweijähriges Mädchen hockt, bekleidet in Regenkleidung, über einer Pfütze. Ihr Ausruf: „Da sind Wolken in der Pfütze“, wird von vielen Spaziergängern gar nicht wahrgenommen. Das Staunen gehört sicher zu den wertvollsten Lektionen, welches wir von den Kindern lernen können. Wer alles erklären kann und die Welt als Planspiel der Rationalität versteht, dem vergeht der Blick für die kleinen und großen Wunder des Alltags.

Eine Grundlektion in drei Stufen

Die dargestellten Beispiele ließen sich beliebig erweitern. Es ist keine hohe Theologie, die hinter diesen Überlegungen steht. Es soll der Versuch einer Ermutigung zur Erdung der eigenen Spiritualität sein. Aus den vorgestellten Beispielen ergibt sich dann gleichsam ein Dreischritt für eine solche Prüfung:

Vertrauen

Kinder halten uns (durch ihr eigenes Grundvertrauen) an, unser eigenes Grund-

vertrauen zu überprüfen. Es geht um ein Grundvertrauen in Gott, der Schöpfer allen Lebens ist. Das gilt für unsere persönliche Grundhaltung, aber auch für unser Handeln als Kirche. Wie viel trauen wir Gott (noch) zu, von dem man sagt, für ihn sei nichts unmöglich?

Fragen

Kinder halten uns (durch ihre eigene und unstillbare Neugierde) an, unsere eigenen und vorgefertigten Antworten und Floskeln zu überprüfen. Auch dies ist anwendbar auf unseren ganz konkreten Lebensalltag. Ebenfalls kann man diese Anfrage aber auch auf unser pastorales Handeln als Kirche hin anwenden. Sind wir eine Kirche der fertigen Antworten, oder eine Kirche mit eigenen Fragen? Erfahren wir uns noch als Lernende, oder sehen wir uns nur in der Rolle der Lehrenden?

Staunen

Kinder halten uns (durch ihre Offenheit für das Wunder und das Wundersame im Leben) an, unsere Sicherheiten und Komfortzonen zu verlassen und dem Wunder und Besonderen eine Option in unserem Leben einzuräumen.

Eine spirituelle Grundhaltung, die auf dieses Dreierfundament aufbaut, hat alle Möglichkeiten zur Entfaltung. Sie wird sich aber als eine geerdete Spiritualität erweisen, die sättigt und satt hält. Basierend auf einem Vertrauen in Gott, die Menschen und die Schöpfung, traut sie sich zu fragen nach dem, was der Welt im Innersten Halt und Sinn gibt und versucht sich im Staunen über die Wunder der Welt.

Konsequenzen für unsere Pastoral

Ich möchte diesen Beitrag nicht mit einem Fazit enden lassen. Versuchen wir es

hier und da, die Welt mit Kinderaugen zu sehen oder aus der Perspektive der Kleinen. Die gewonnen Erkenntnis wird dann vielleicht unser Handeln verändern und unsere Rollen auf den Kopf stellen. Vielleicht werden es kleine Schritte der Veränderung sein, die wir dann folglich gehen müssen. Dann sind die Erstkommunionkinder und Firmbewerber keine religiösen Mängelwesen, denen wir aus einer vermeintlich besseren Wissensposition zum Gnadenzuwachs verhelfen. Dann werden wir vielleicht gar nicht genug bekommen von einer kindlichen (und nicht etwa naiven) Spiritualität des Vertrauens, Fragens und Staunens. Der Liedermacher Klaus Hoffmann schafft es, die Kernfragen in seinem Lied „Kinder erkennen sich am Gang“ auszusprechen.

*„Was waren deine kühnsten Träume
damals als Kind, sind sie noch da?*

...

*Die einen suchen
die andern seh'n
die einen bleiben
die andern geh'n
doch alte Wünsche, ich seh's dir an
geh'n nicht verloren, die bleiben lang
Kinder erkennen sich am Gang!“*

Gebe Gott, dass uns diese Erkenntnis nie verloren geht.

Anmerkungen:

¹ Blum, Dominik: Klein sein. In: Altmeyer/Boschki/Theis/Woppowa: Christliche Spiritualität lehren, lernen und leben. Bonn 2006.

Klaus Funke

„... dann erhebt Eure Häupter!“

Anmerkungen zum Umgang mit Missbrauchsfällen in der kath. Kirche

Es gibt in der Bibel keine Sünde mit einer so harten Bewertung wie das Vergehen an „den Kleinen“, das heißt zunächst an denen, die sich „erniedrigen können wie ein Kind und so glauben“. Dieses Urteil gilt allen Glaubenden, besonders aber auch denen, die sich nicht wehren können, weil sie noch Kinder sind.

Die Strafe für einen, der einem solchen Kleinen zum Anstoß wird, ist dann auch mehr als hart: „Diesem Übeltäter solle ein Eselsmühlstein um seinen Nacken gehängt werden und dann solle er versenkt werden in der Weite des Meeres ...“ (Mt 18,6).

Diese Worte Jesu kommen schnell in den Sinn, wenn man sich mit den Missbrauchsfällen unserer Tage konfrontiert sieht, erst recht, wenn es dabei um Missbrauchsfälle in der Kirche geht.

Eines ist sofort klar: Missbrauch an Kindern – und das in der Kirche – ist besonders verwerflich. Hier darf es auf keinen Fall ein Verschweigen oder gutgemeinte Verharmlosungen geben.

Wer missbrauchte Kinder begleitet oder begleitet hat, weiß, dass ihre bitteren Erfahrungen oft ein lebenslanges Trauma zur Folge haben, – mit Konsequenzen für ihren Glauben, ihr Verhältnis zur Kirche, für ihre Ehefähigkeit, ja für ihre Lebensfähigkeit und für ihre eigene Wertschätzung.

Steht die Kirche in dem Ruf, in der Vergangenheit mehr den Täter als das Opfer „umsorgt“ zu haben, so scheint die Kirche heute sehr schnell dem Opfer alle Aufmerksamkeit zu schenken und den Täter möglichst bald „loszuwerden“ – gerecht bestraft und

suspendiert von allen Diensten. Es sieht so aus, als ob ein gesundes Gleichgewicht in dieser Situation schwer zu erreichen ist.

Es wäre nun fatal, in solchen Situationen nur Schuldige zu suchen. Es muss besonders den Vertretern der Kirche um das Proprium christlichen Glaubens gehen: die Frohe Botschaft zu verkünden und erfahrbar zu machen – auch bei dem öffentlichen Ärgernis des Missbrauchs in der Kirche.

Ist mit der Bußzahlung an das Opfer und der Verurteilung des Täters alles erledigt? Oder wartet gerade jetzt eine Botschaft darauf, ihre eigentliche – göttliche – Macht und Strahlkraft zu zeigen?

Petrus, der erste Apostel und Sprecher der Zwölf, hatte Angst, als er auf dem Wasser zu Jesus gehen sollte und hat um Hilfe gerufen. Er wollte Jesus, seinen Meister, davon abbringen, sich dem Willen seines Vaters zu beugen und das Leiden anzunehmen. So hat er bei der Gefangennahme Jesu das Schwert gezogen und Jesus verteidigen wollen. Stunden später hat er – trotz der Vorwarnung Jesu – seinen Meister dreimal verleugnet. In den Leidensgeschichten tritt er danach bis zum Tod Jesu am Kreuz nicht einmal in Erscheinung, hat seinem geliebten Herrn nicht das Kreuz tragen geholfen oder wenigstens ein SchweißTuch gereicht. Auch unter dem Kreuz sehen wir seine Gestalt nicht. Von keinem anderen Apostel wird berichtet, dass Jesus zu ihm gesagt hätte: „Weiche, Satan!“

Und diesen „Versager“, ja mehr, diesen Verräter macht Jesus zum „Felsen der Kirche“. Und die letzte Frage des Auferstandenen an ihn lautet: „Liebst Du mich?“ und das dreimal ...

Sagt Jesus mit dem harten Urteil gegen den Verführer der Kleinen, dass der Mühlstein sein letztes Wort ist? Ist der Übeltäter für Jesus für immer gestorben?

Oder gilt für ihn auch das Gebet Jesu am Kreuz: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ (Lk 23,34)?

„Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, damit er die Welt richtet, sondern damit die Welt durch ihn gerettet wird“, sagt Jesus (Joh 3,17). Er hat durch seinen Tod am Kreuz die Sünde zum Tod verurteilt, den Sünder aber gerettet, erlöst. Er unterscheidet zwischen Sünde und Sünder. Für uns Menschen ist das oft schwer.

Der Priester hat nach katholischer Lehre im Weihesakrament „einen unauslöschlichen Charakter“ verliehen bekommen, „so dass weder die Weihe noch die mit ihr gegebenen Gewalten aufgehoben werden können (weder durch die Kirche noch durch den Geweihten selbst!)“ (can 1008). Wohl kann ein Missbrauchs-Täter aus dem Klerikerstand entlassen werden. Er wird dann – ungeachtet dessen, dass er gültig geweiht ist und geweiht bleibt – als Laie angesehen und behandelt (can 266).

Doch hier öffnet sich zugleich ein großes Feld der Seelsorge – für Täter wie für Opfer. Wenn Jesus nie aufhört, zu retten, ist die Kirche diesem Handeln Jesu verpflichtet. Es geht immer noch weiter, auch wenn schlimme Dinge passiert sind.

Für die Opfer: das Angebot für ein verständnisvolles und geduldiges Begleiten und Ermutigen, ohne die Schändlichkeit des Erlebten zu beschönigen. Die Einladung, das Geschehen mit den Augen Jesu zu betrachten, vielleicht sogar den Täter langsam anzunehmen, wie Jesus die Sünder angenommen hat und sich – wie es der Verfasser erleben durfte – sogar mit dem Täter auszusöhnen.

Dasselbe gilt für den Täter: die geistliche Begleitung für ein ehrliches Eingestehen der Schuld vor sich selbst und dem Opfer – bis hin zu einer Entschuldigung beim Opfer –, die Erfahrung, nicht für immer isoliert zu sein, weiter zur Kirche zu gehören, eine echte Chance zu innerer Einkehr und Buße zu haben. Die Einladung, Kontakt zu halten und gemeinsam einen Weg der Erneuerung und Umkehr zu gehen. Das Gespür, dass er noch viel wiedergutmachen kann und dass er kein „Aussätziger“ ist, wenn er

nicht selbst diese Rolle sucht. Auch auf ihn wartet das Wort der Vergebung durch die Kirche.

Letztlich ist der Imageschaden der Kirche, der gerade auch durch die Missbrauchsfälle entstanden ist, eine große Herausforderung an die innere Kraft der Kirche: ob sie reagiert wie die Welt, für die solche Fälle möglichst kontrolliert „erledigt“ werden müssen und dann eben vorbei sind, oder ob die Kirche dank ihres Herrn eine eigene Form des Umgangs bieten kann, in der der Mensch – gleich ob Opfer oder Täter – immer kostbares Geschöpf Gottes bleibt und einen Gott kennen und lieben darf, der nie fallen lässt, der nie aufgibt und immer wieder eine neue Chance bietet.

Es ist für Christen nicht leicht, diese unbegreifliche Art Gottes zu verstehen und die ungeheure Spannung zwischen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit auszuhalten.

Wir erleben sie in der Bibel immer wieder, bis hin zwischen der beängstigenden Schilderung des Weltendes in der Bibel und damit auch mit der viele beängstigenden Weltlage heute und der Einladung Jesu: „Wenn das alles geschieht, dann steht auf und erhebt eure Häupter, denn Eure Erlösung ist nahe“ (Lk 21,28)!

Es scheint, dass diese Einladung Jesu bewusst von jenem „Ende“ spricht, wo wir schnell meinen, es sei alles zu Ende. Aber am Ende steht Er und wartet – als Gastgeber einer nie endenden Zukunft.

Bei aller Trauer über das schlimme Versagen in der Kirche können wir also auch Mut machen, für alle Betroffenen, füreinander und für unsere oft so ratlose und hilflose Welt.

Christoph Dohmen

„Der Gott eurer Väter hat mich zu euch geschickt ...“ (Ex 3,15)

Begründete Hoffnung leben¹

„Nicht, was wir gelebt haben, ist das Leben, sondern das, was wir erinnern und wie wir es erinnern, um davon zu erzählen.“

Gabriel Garcia Márquez

1. „Frage doch nach den früheren Tagen ...“

Die Erzählung von der Berufung des Mose in Ex 3–4 nimmt für das Buch Exodus, das Alte Testament und die christliche Bibel aus Altem und Neuem Testament eine ganz besondere Rolle ein, weil sie mit dem Gott der Bibel konfrontiert, der sich in die Zeit und die Geschichte der Menschen herablässt. Sein Auftrag an jenen Mose, die Israeliten aus Ägypten herauszuführen, gründet in den Verheißungen von Nachkommenschaft, Land und Bund, die Gott den Erzeltern Israels gegeben hatte. Mit dieser Geschichte wird nicht nur Gott als treuer und verlässlicher Gott vorgestellt, sondern auch Mose als Offenbarungsmittler, der in einzigartiger Weise Gottes Nähe im Wort für alle Generationen greifbar werden lässt.²

Ganz anschaulich ist das christliche Verständnis an der mittelalterlichen Tradition der Biblia Pauperum, der sogenannten Armenbibel, abzulesen, denn die Bilder der Biblia Pauperum stellen die Dornbusch-

zene an die Seite der Darstellung von der Geburt Jesu. Dabei bildet die typologische Entsprechung zwischen der Jungfrauengeburt und dem brennenden, doch nicht verbrennenden Dornbusch nur die Oberfläche der Zusammenschau³. Unter dieser Oberfläche liegt eine für den christlichen Glauben verbindende – und auch verbindliche – Erinnerung, da die Geschichte vom brennenden Dornbusch die Geburt Jesu als Theophanie, als Erscheinung Gottes in der Welt der Menschen, deutet und als ein Geschehen darstellt, das sich der Treue Gottes verdankt. Somit sind wir Christen von allem Anfang an in die große Geschichte Gottes mit Israel hineingenommen und bleiben auf ewig in sie eingebunden. Wenn Christen das Geheimnis der Menschwerdung Gottes durch die Geschichte von der ersten Gottesbegegnung des Mose zu begreifen suchen, dann wohl nur, weil sie zuvor durch genaues Lesen der Bibel Israels, unseres Alten Testaments, erkannt haben, dass diese Geschichte in einzigartiger Weise Gottes Verbindung mit seinem Volk, den Bund, vorbereitet, repräsentiert und bewahrt. Als Bestätigungszeichen für seine Berufung wird Mose von Gott auf den Gottesdienst Israels an eben diesen Ort seiner Berufung verwiesen (Ex 3,12).

Die Besonderheit der Gottesbegegnung und -beziehung stellt Mose später den Israeliten, die an der Grenze zum verheißenen Land stehen, fragend vor Augen: *„Frage doch nach den früheren Tagen, die vor dir waren, von dem Tag an, da Gott den Menschen auf Erden schuf, und von einem Ende des Himmels bis zum anderen Ende des Himmels, ob je etwas so Großes geschehen ist oder man je solches gehört hat? Hat je ein Volk die Stimme eines Gottes mitten aus dem Feuer sprechen hören, wie du sie gehört hast und am Leben geblieben bist?“* (Dtn 4,32f.).

Das ist nicht nur eine rhetorische Frage, die die Einmaligkeit der Gottesbeziehung Israels herausstreichen will, sondern vielmehr ein Appell („frage!“), sich des Grun-

des der eigenen Gottesbeziehung zu vergewissern.

Fragen und Forschen ist nötig, nicht zuletzt, um zu erkennen, dass die Ereignisse am Gottesberg Sinai, an die hier erinnert wird, eine wegweisende Vorgeschichte in der Dornbuschszene haben. Denn eine Bedeutung des Feuers, das hier im Blick auf die Sinaigeschichte eine so wichtige Rolle zu spielen scheint (vgl. Dtn 4,33.36), wird bei der Berufung des Mose erklärt.

2. „Was ist dein Name?“

Was die Aufmerksamkeit des Mose auf sich zieht, ist die eigenartige Erscheinung des brennenden, aber nicht verbrennenden Dornbuschs. Obgleich der brennende Dornbusch nach der ersten Erwähnung aus der Erzählung verschwindet, als Gott wahrnimmt, dass Mose herantritt, um zu sehen, warum der Dornbusch nicht verbrennt, und ihn mit seinem Namen „Mose“ anspricht, bleibt das Feuer des brennenden, doch nicht verbrennenden Dornbuschs ein Hinweis auf die schwer zu deutende, weil paradox erscheinenden Erfahrungen Gottes. Eine solche Paradoxie begegnet später aber wieder, wenn Mose beim sogenannten Vorübergang Gottes (Ex 33,21-23; 34,6-7) sieht und doch nicht sieht – er kann Gottes Angesicht nicht sehen, ihn aber im Nachhinein erkennen – oder wenn später Elija (1Kön 19,11-13) am Gottesberg Gott in einer „Stimme verschwebenden Schweigens“, wie Martin Buber feinsinnig und wortgetreu übersetzt, hört.⁴

Doch weil man – und das gilt auch für manchen Exegeten – das alles Entscheidende der Erzählung von der Berufung des Mose in Ex 3-4 in der Mitteilung des geheimnisvollen Gottesnamens festmachen zu können glaubt, verliert man schnell das Licht des Feuers, das aus dem Dornbusch scheint, aus den Augen.

Wenn es dem Text von Ex 3 zuerst und vor allem um die Offenbarung des Namens

Gottes gehen würde, ganz so wie der Text immer wieder gedeutet worden ist, müsste Mose dann nicht im oben genannten Zusammenhang von Dtn 4 die Frage stellen: „Hat je ein Gott sich namentlich vorgestellt?“ o.ä. Diese erdachte Frage mag dafür sensibilisieren, dem Gespräch zwischen Mose und Gott beim brennenden Dornbusch noch einmal genauer nachzuhören.

Nachdem Gott Mose mitgeteilt hat, dass er das Schicksal der unterdrückten Israeliten wenden und sie aus Ägypten befreien wolle, um sie in das verheißene Land zu führen, hält Mose dem Plan Gottes, ihn zum Pharao zu senden, entgegen, dass er dazu ungeeignet sei: „*Wer bin ich, dass ich zum Pharao gehen und die Israeliten aus Ägypten herausführen könnte?*“ (Ex 3,11). Die daraufhin gegebene göttliche Beistandszusage: „*Ja, ich werde mit dir sein ...*“ (Ex 3,12) scheint Mose ganz und gar nicht zu überzeugen, so dass er ein ganz neues Problem aufwirft, dass Gott offensichtlich von seinem Plan, ihn, Mose, zu senden, abbringen soll: „*Angenommen ich würde zu den Israeliten kommen und ihnen sagen: der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt, dann würden sie mir sagen: Was ist sein Name? Was kann ich ihnen sagen?*“ (Ex 3,13).

Bevor man hier wie selbstverständlich davon ausgeht, dass es schlicht um die Frage „Wie heißt du?“ gehe, muss man die eigenwillige Formulierung der Frage des Mose im Hebräischen beachten, worauf schon Martin Buber nachdrücklich hingewiesen hat: „Aber wenn man im biblischen Hebräisch fragen will, wie einer heißt, sagt man nie wie hier ‚Was (*mah*) ist sein Name?‘ oder ‚Was ist dein Name?‘, sondern, ‚Wer (*mi*) bist du?‘, ‚Wer ist er?‘, ‚Welcher (*mi*) ist dein Name?‘, ‚Sage mir deinen Namen! Wo das Wort ‚was‘ mit dem Wort ‚Namen‘ verbunden erscheint, wird danach gefragt, was sich im Namen ausspricht oder verbirgt. (...) Mose erwartet vom Volk die Frage nach Sinn und Wesen eines ihnen von den Vätern

her bekannten Namens. Welches Namens? Aus der Antwort des Gottes geht hervor, daß die Frage dem Namen JHWH gilt.“⁵

Die Antwort Gottes bestätigte dieses Verständnis der Frage. Die Antwort auf die Frage des Mose, was er den Israeliten sagen soll, besteht nämlich nicht in dem geheimnisvollen „*ich werde sein, der ich werde sein*“, oder wie immer man den berühmten hebräischen Satz *’ahjæ ’aschaer ’ahjæ* übersetzen mag, vielmehr ist Gottes Antwort eine mehrteilige:

„*Dann sagte Gott zu Mose: Ich werde sein, der ich werde sein.*“

Dann sagte er: So sage zu den Israeliten: ‚Ich werde sein‘ hat mich zu euch geschickt.

Und Gott sagte auch noch zu Mose: So sprich zu den Israeliten: JHWH, der Gott eurer Väter, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, der Gott Jakobs hat mich zu euch geschickt“ (Ex 3,14-15).

Das vielsagende ‚*ich werde sein, der ich werde sein*‘ ist auffällig zwischen die Rede- einleitung „*Da sagte Gott zu Mose*“ und die auf Moses Frage eingehende Einleitung „*So sage zu den Israeliten*“ geschoben. Gilt der Satz etwa nur Mose wie der große deutsche Rabbiner Benno Jacob (1862-1945) annimmt: „Sie (die erste Antwort Gottes) ist also eine Antwort *nur für Mose* (...), auf seinen eigenen verzweifelten Ausruf ‚was soll ich ihnen sagen?! Wie soll ich dich den Israeliten so schildern, dass sie daraus die Gewissheit einer Rettung schöpfen (...)‘“⁶

Die Antwort an Mose versteht Benno Jacob als sprachliche Ellipse, die den situativen Kontext anspielt, und übersetzt deshalb: „Ich werde es sein, der ich es sein werde“, und er erklärt das wie folgt: „Der Mensch braucht nur zu wissen, *daß*, nicht *wie* ich helfen und mich erweisen werde. Es ist eine Lektion in Gottvertrauen, die Mose erhält.“⁷

Zu überlegen ist jedoch auch, ob dieser Satz die nachfolgende, den Israeliten wei-

terzugebende Rede (V 14b-15), vielleicht nur vorbereiten oder einleiten will.

Man muss wohl davon ausgehen, dass beides neben- und miteinander gilt, denn in der Antwort für die Israeliten (V 14b) nimmt das „*ich werde sein*“ nicht nur das unmittelbar zuvor Mose Gesagte auf, sondern greift auf die frühere Zusage „*ich werde sein – mit dir*“ (V 12) zurück⁸. So dann wird im nachfolgenden Satz für die Israeliten dieses „*ich werde sein*“ sogleich wieder ersetzt durch das „JHWH, der Gott eurer Väter ...“

Der komplexe Redegang mit seinen zahlreichen Rückgriffen streicht heraus, dass der Gottesname „JHWH“ gerade nicht die Antwort auf die von Mose formulierte Frage ist. JHWH, der den Israeliten bekannte Gott ihrer Väter, ist zwar der Gott, der Mose schickt, aber nun soll bewusst gemacht werden, dass in dem bekannten Namen schon enthalten ist, was Gott zu tun beabsichtigt. Es sind drei Aspekte, die die besondere Bedeutung des kurzen „*ich werde sein*“ ausmachen:

1. dass Ich des Redenden,
2. das *Futur* der Verbform, das Hoffnungen in Verbindung mit der Botschaft zu wecken vermag und
3. das *Da-Sein* (nicht Dasein!), das den Angesprochenen Begegnung und begleitende Nähe signalisiert

Zusammen betrachtet, geben diese Aspekte zu verstehen, dass es der Gott der Väter (JHWH) selbst ist, der Mose schickt, und dass nur er, der sich in der Vergangenheit den Erzeltern zugewandt hat, künftig für sein Volk da sein wird, indem er die den Erzeltern gemachten Verheißungen erfüllt. Gleichwohl deutet das *Ich werde sein, der ich werde sein* (V 14a), das dem einfachen *Ich werde sein* (V 14b) vorgesetzt ist, darauf hin, dass trotz der Tatsache, dass Gott auf die Frage des Mose antwortet, eine Unverfügbarkeit Gottes bleibt, da der objektlose Satz *Ich werde sein* (V 14b) – gerade

nach der Zusage des Mit-Seins – auf eine letztlich offene, unbekannte Zukunft verweist.

3. „Gegenwarts- und Zukunftswort“

Über dieses „*Ich werde sein, der ich werde sein*“ ist unüberschaubar viel geforscht worden, und es ließe sich hier Vieles anführen, was die Komplexität der Aussage illustrieren würde. Paul Deselaers hat den Sinn der Aussage jenseits der sprachlichen Probleme aufgespürt und treffend formuliert: „Die Grammatik reicht nicht mehr hin, diese Worte genau zu erklären. Es ist ein schwer zu durchschauender Satz. Doch durch die Risse der Sprache schimmert das Geheimnis der Beziehung, die dieser Gott JHWH mit Mose und seinem Volk eingeht. Das ist seine Zusage: *was* auch immer ist, *wann* es auch immer ist, *wo* es auch immer ist, *wie* es auch immer ist: Du triffst, wenn du dich rufen lässt, auf mich als dein lebendiges Gegenüber.“⁹

Das gilt es von dieser zentralen Stelle her zu verstehen: Gott tut nichts über sein Wesen kund, sondern allein darüber, dass er eine Beziehung zu Israel hat. Was diese Beziehung für Israel bedeutet, wird später am Sinai deutlich, wenn Gott auf die Fürbitte des Mose hin, nachdem das Volk sich von Gott durch die Verehrung des Goldenen Kalbs abgewandt hat, seinen Namen „JHWH“ kundtut und erklärt, dass Israel in diesem Namen seinen Gott als „barmherzig und gnädig“, als vergebungsbreit, erfahren kann.¹⁰

Der schon erwähnte Benno Jacob stellt in seinem Kommentar zu Ex 3 deutlich heraus, dass das Gespräch zwischen Mose und Gott über den Namen Gottes die Hoffnung, die Mose in den leidenden Israeliten wecken soll, begründet, weshalb er ihnen nicht nur den Namen Gottes kundtun soll. Ihnen soll er vielmehr sagen:

„JHWH, der Gott eurer Väter, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, der Gott Jakobs hat mich zu euch geschickt. Dies ist mein Name auf ewig und dies ist mein Andenken von Generation zu Generation“ (Ex 3,15).

„Gottes Name J-h-w-h ist ein Futurum (...). In Gott aber, der von Ewigkeit her war, und sich immer gleichbleibend, alle Geschlechter überdauern wird, ist sein Handeln in der Zukunft konform dem in der Vergangenheit; diese verbürgt jene; sie verhalten sich wie Verheißung und Erfüllung. Glaubt an Gottes Vorsehung und Wirken in der Vergangenheit, dann braucht ihr um Gegenwart und Zukunft nicht zu bangen. So wird nun über das gegenwärtige, über Mose und dieses Geschlecht hinaus, Vergangenheit und Zukunft in einer prinzipiellen Aussage verbunden, die, nicht als mehr direkt bloß an dieses Israel gerichtet, in die Selbstaussage der ersten Person übergeht (...) Beide Benennungen, J-h-w-h und der Gott eurer Väter, werden erst nach und nach in ihrer vollen Bedeutung entfaltet, jener als der Gott der Zukunft, dieser als derselbe der Vergangenheit.“¹¹

Die Dornbuschszene lebt also gerade davon, dass sie aus der überlieferten Vergangenheit die Hoffnung für eine Zukunft von und mit dem Gott Israels begründet. Der Gott, der Mose sendet, ist den Israeliten durch die Erfahrungen ihrer Vorfahren schon bekannt, und an den Verheißungen, die er den Erzeltern gegeben hat, lässt sich ablesen, dass dieser Gott Israels Zukunft im Blick hat. Die Programmatik der besonderen Namensoffenbarung in der Dornbuschszene, in der Vergangenheit und Zukunft verschmelzen, kündigt von der Treue Gottes, so dass spätere Stellen wie zum Beispiel Ps 135,13 darauf zurückgreifen können, um „die Botschaft, dass JHWH in Treue zu seinem Volk steht“¹² zum Ausdruck zu bringen.

An anderer Stelle bezeichnet Benno Jacob den Gottesnamen JHWH tiefsinnig als „Gegenwarts- und Zukunftswort“¹³ und deutet damit noch einmal ganz tief den Sinn der

Dornbuschszene aus: Vergangenheit und Zukunft der Beziehung Gottes mit Israel werden angesprochen, doch bevor Mose Gottes Stimme hört, *sieht* er. Es ist etwas zu Sehendes, eine Erscheinung, die zu der Begegnung mit Gott führt. Das Sehen gehört in die Gegenwart, jene Kategorie, die wir zeitlich nicht fassen können, weil die Zeit nie stillsteht. Jeder Augenblick, jeder Bruchteil einer Sekunde, ist entweder ein schon vergangener, gewesener, oder ein noch nicht geschehener, ein bevorstehender, ein kommender, dazwischen gibt es nichts. Sprachlich weichen wir deshalb, um das Dazwischen fassen zu können, in die Kategorie des Raumes aus: Gegenwart ist das Gegenüber am selben Ort, das Sehen des Gegenübers. Gegenwart impliziert Nähe und Begegnung. Genau genommen ist Gegenwart zeitlos, bedeutet also Ewigkeit. Hier leuchtet eine weitere Bedeutung des Feuers auf, das im Dornbusch brennt, ohne diesen zu verbrennen; denn dieses Brennen, ohne zu verbrennen, zeigt Zeitlosigkeit an, da es der für die Zeit konstitutiven Vergänglichkeit bzw. Veränderung entzogen zu sein scheint. Begegnung mit dem „Ewigen“, mit Gott, wie sie die Dornbuschszene von Mose beschreibt, führt an die Grenze unseres Denkens und Redens, weshalb sie vom Menschen immer nur „im Nachhinein“ zur Sprache zu bringen und zu verstehen ist, was Erwin Dirscherl im Artikel „Zeit, anthropologisch“ des Neuen Lexikons der katholischen Dogmatik herausstellt: „Das Phänomen unfassbarer Gegenwart konfrontiert mit einer Nähe Gottes und des Nächsten, die immer schon zuvor gnadenhaft geschieht und erst im Nachhinein von uns bedacht und gedeutet werden kann.“¹⁴

4. Wenn Gottes Wort uns findet ...

Am Ende seines Lebens, als er zugleich in idealer Weise das Ende seines Auftrags erreicht hat, blickt Mose an der Grenze des verheißenen Landes in seiner großen Abschiedsrede, die das Buch Deuteronomium darstellt, nicht nur zurück, sondern vor

allem auch voraus, auf das, was die Israeliten in diesem Land erwarten wird. Korrespondierend zu dem schon erwähnten „*Frage nach den früheren Tagen...*“ (Dtn 4,32) wird der Blick hier auch auf das „Ende der Tage“ (Dtn 4,31) gerichtet, um über die Adressaten des Mose im Land Moab hinausgreifen zu können auf die Adressaten und Leser des Buches Deuteronomium.¹⁵ Den aus der Vergangenheit begründeten Vorausblick bringt das Deuteronomium in die wunderbare Formulierung: „*In deiner Not werden dich alle diese Worte finden*“ (Dtn 4,30). Überzeugend hat jüngst Eckard Otto aufgewiesen, dass mit *diesen Worten* die im Sinaiereignis gründende Gnadentheologie gemeint ist: „Dass JHWH sich finden lassen werde, indem die Gnadeworte das Volk finden, das so zu JHWH zurückkehre, werde ‚schließlich/am Ende der Tage‘ geschehen.“¹⁶

Zukunft und Hoffnung (vgl. Jer 29,11) können wir folglich nur haben, wenn Gottes Wort uns findet. Nicht dass diese Worte uns suchen würden, aber wenn sie uns finden, dann heißt das, dass sie bei uns „ankommen“, dass sie wirksam werden und Wirklichkeit werden. So ist und wird biblisches Wort zum lebendigen, kreativen Wort.

„Die ‚Sache‘, um die es den biblischen Texten geht, möchte bewusst in die Geschichte derer eingreifen, die sich den überlieferten und bewährten Erfahrungen stellen. Insofern verstehen sich biblische Texte von ihrem Ansatz her wesentlich als Herausforderungen, den eigenen Lebensweg zu gestalten.“¹⁷

Für einen solchen Weg biblischer Lebensgestaltung könnte die Dornbuschszene ein ganz besonderes Musterbeispiel sein, da sie ihre Leser einlädt, *sich von den Worten finden zu lassen*, natürlich nicht passiv abwartend, sondern hellwach – lesend! –, um die in der Schrift von Generation zu Generation mit-geteilte Hoffnung weiterzuleben.

Anmerkungen:

- ¹ Der vorliegende Beitrag geht im Kern auf einen Vortrag zurück, der anlässlich der Verabschiedung von Dr. Paul Deselaers als Spiritual des Priesterseminars Münster am 4.11. 2013 gehalten wurde.
- ² Vgl. C. Dohmen, Mose – Der Mann, der zum Buch wurde. Leipzig ²2013, 161ff.
- ³ Vgl. C. Dohmen, Von Weihnachten keine Spur? Adventliche Entdeckungen im Alten Testament. Freiburg (2. erw. Aufl.) 1998, 30ff.
- ⁴ Vgl. dazu C. Dohmen, Exodus 19–40 (Herders theologischer Kommentar zum AT). Freiburg ²2012, 78f.; sowie J.M. Vincent, Das Auge hört. Die Erfahrbarkeit Gottes im AT. Neukirchen-Vluyn 1998, 34ff.
- ⁵ M. Buber, Moses, Heidelberg ³1966, 58f.
- ⁶ B. Jacob, Das Buch Exodus (hg. im Auftrag des Leo-Baeck-Instituts von Sh. Mayer). Stuttgart 1997, 65
- ⁷ B. Jacob, Das Buch Exodus, a.a.O., 66.
- ⁸ Zur Bedeutung dieser Aussage in ihrem Kontext vgl. C. Dohmen, Exodus 1–18 (Herders Theologischer Kommentar zum AT). Freiburg 2015, 156ff.
- ⁹ P. Deselaers. Lebensweisheit aus der Bibel. Biblische Frauen und Männer – Inspiration für heute. Freiburg 2002, 64.
- ¹⁰ Vgl. Ex 34,5ff, dazu C. Dohmen, Exodus 19–40, a.a.O., 354ff.
- ¹¹ B. Jacob, Das Buch Exodus, a.a.O., 68f.
- ¹² E. Zenger, in: F.-L. Hossfeld/E. Zenger, Psalmen 101–150 (Herders Theologischer Kommentar zum Alten Testament). Freiburg 2008, 669f.
- ¹³ B. Jacob, Das Buch Exodus, a.a.O., 68.
- ¹⁴ E. Dirscherl, Art. Zeit, anthropologisch: W. Beinert/B.Stubenrauch (Hg.), Neues Lexikon der katholischen Dogmatik. Freiburg 2012, 701.
- ¹⁵ Vgl. E. Otto, Deuteronomium 1,1–4,43 (Herders Theologischer Kommentar zum AT). Freiburg 2012, 580.
- ¹⁶ E. Otto, a.a.O., 578.
- ¹⁷ P. Deselaers, Das Buch Tobit. Düsseldorf 1990, 15.

Aufwind spüren ...

Wir waren uns schnell einig: „Aufwind spüren“ sollte unser Motto lauten. Das war es in jedem Fall, was die Teilnehmer unserer Angebote erfahren sollten: Kirche sollte Menschen gut tun, Menschen wertschätzen und in Gemeinschaft zusammenbringen, Orientierung, Lebensförderung und Getragensein anbieten, Spiritualität pflegen. „Aufwind“ war aber auch das, was wir selbst in den vergangenen Jahren erfahren hatten: Klein angefangen zog unsere Initiative immer weitere Kreise, bekamen unsere Veranstaltungen ein positives Feedback und wurden verstärkt nachgefragt. Es gelang uns, viele (junge) Mitarbeiter zu begeistern, die in diesem Engagement ihre Berufung fanden, und wir konnten mit Hilfe des Bistums Aachen personelle, finanzielle und räumliche Möglichkeiten für uns erschließen.

Der Nationalpark Eifel

Der 2004 eingerichtete Nationalpark Eifel zeichnet sich aus durch den Schutz des vom atlantischen Klima geprägten Hainsimsen-Buchenwaldes, der ursprünglich große Teile Mitteleuropas bedeckte. Mehrere Tausend verschiedene Tier- und Pflanzenarten sind hier bisher nachgewiesen, über 2.000 davon stehen auf der Roten Liste gefährdeter Arten. Auf 110 km² erstrecken sich Laub- und Nadelwälder, Seen, Bäche, schroffe Felsen und offene Grasflächen, die weitgehend frei von menschlichen Einflüssen belassen werden sollen. „Natur Natur sein lassen“ – dieses Motto des Nationalparks beschreibt eindrücklich die dahinter stehende Haltung, dass nicht alles auf dieser Erde für den menschlichen Ge- und Verbrauch zweckentfremdet werden darf.

Diese Aufzählung beschreibt allerdings nicht in Ansätzen die Schönheit eines Sonnenaufgangs auf der Dreiborner Hochfläche, die unglaubliche und in ehrfürchtiges Staunen versetzende Zahl der Sterne in der Milchstraße, die man in klaren Nächten auf den Eifel-Höhen beobachten kann oder die fast hautnahe Begegnung mit Rotwild oder Fledermäusen. Die vielfältige und beeindruckende Natur des Nationalparks lädt so ein, Schöpfung hautnah zu erleben und sich als Teil von ihr unmittelbar mit der Natur verbunden zu fühlen.

Vogelsang

Welchen Kontrast bietet dagegen die ehemalige NS-Ordensburg Vogelsang als monumentale steinerne Hinterlassenschaft des Nationalsozialismus in der Eifel. Wuchtige bruchsteinverkleidete Repräsentationsbauten thronen auf einem bewaldeten Bergsporn hoch über der Urfttalsperre, die Landschaft wird bewusst mit einbezogen in eine Inszenierung, die der Darstellung des Nationalsozialismus und der inneren Formierung von Menschen dienen sollte. Der „neue deutsche Mensch“ macht sich die Natur zu eigen und herrscht über sie.

Vogelsang, heute eine der größten baulichen NS-Hinterlassenschaften in Deutschland, diente zwischen 1936 und 1939 als Schulungsstätte für junge „Führungsanwärter“ der NSDAP. Hier sollten junge Männer, die sich selbst großspurig als „Junker“ bezeichneten, zu „Herrenmenschen“ formiert werden und vor allen Dingen vertieft das nationalsozialistische Menschen- und Weltbild verstehen lernen: die Würde und der Wert eines Menschen gelten nicht absolut, sondern sind gebunden an körperliche („rassische“) und charakterliche Merkmale, weswegen in „lebens- und lebens-un-wertes“ Leben eingeteilt werden kann. Ziel der Ausbildung war die Schaffung des „deutschen Menschen“, der allein aus eigener Kraft lebt, gnadenlos, mit einer „vollkommenen körperlichen Eignung“. Dieses Vorbild sahen die jungen Männer an

wesentlichen Stellen in Vogelsang schon ausgedrückt: monumentale, nackte, bis zu 6 m hohe Skulpturen, die den jungen Männern und Besuchern auf plastische Weise das Gefühl geben sollten, was es bedeutet, ein „deutscher Mensch“ zu sein.

Auffallend häufig wurden die „religiösen“ Komponenten in Vogelsang betont.¹ Die angestrebte totale Formierung des Menschen sollte auch auf die Seele des Menschen ausgeweitet werden. Das sollte nicht nur mit Hilfe von „kultischen“, mit vielen religiösen Elementen versehenen Feiern erreicht werden (z.B. den sog. „Braunen Hochzeiten“). Vor allem der spätere Burgkommandant Hans Dietel versuchte sich darin, in seinen Vorlesungen die nationalsozialistische Weltanschauung mit theologischen (!) Argumenten zu begründen: Der „Sozialdarwinismus“, verstanden als ausschließliches „Recht des Stärkeren“ sei Gottes Wille und von ihm als Urprinzip in die Schöpfung implementiert worden. Dementsprechend sieht Dietel Gott als eine Art „arischen Kriegsgott“ auf seiner Seite kämpfen; dargestellt im Relief der „Wilden Jagd“ im „Kaminzimmer“ in Vogelsang und ausgedrückt in seiner Vorlesung: „Es ist in uns die selige Gewissheit, dass nicht wir gegen die Gesetze Gottes verstoßen, (...) sondern dass die anderen seit Jahrtausenden gegen diese wahren Gesetze Gottes verstoßen haben. Und wir werden weiterkämpfen in dieser seligen Gewissheit: (...) Mit uns und unserem Kampf ist in Wahrheit Gott.“²

Folgerichtig bekämpft Dietel in seinen Vorlesungen die Kirche. Ihr wirft Dietel allerdings nicht den Glauben an Gott vor, sondern das Verständnis eines barmherzigen Gottes, der den „Elenden, Untüchtigen und Verkommenen“ eine „Lebensberechtigung“ zuerkennt, die diese Menschen in Dietels Augen nicht haben. Damit, so der Hauptvorwurf Dietels, versündigt sich die Kirche am deutschen Volk, indem sie „Jahrhunderte hindurch diese Kranken und diese Elenden hochgepäpelt“ habe und „das Kranke auf Kosten des Gesunden hochzüchte“. Ein Vorwurf, der 80 Jahr später übrigens wieder auf manchen Pegida-Kundgebungen zu

hören ist, diesmal in der Form, dass sich die Kirche durch ihre Haltung gegenüber der Aufnahme von Flüchtlingen an Deutschland versündigt ...

Trotz aller großspurigen Ziele und Bauten: Vogelsang und die NS-Ordensburgen waren ein Fehlschlag. Innerparteilich ob der teilweise kruden Ausbildungsmethoden heftig umstritten wurde ihr Betrieb mit Kriegsbeginn nach kurzer Betriebszeit wieder eingestellt; die Auszubildenden meldeten sich zum Kriegseinsatz und waren teilweise in verantwortlichen Positionen mitverantwortlich für den Holocaust in den besetzten Ostgebieten.³

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in Vogelsang ein Truppenübungsplatz eingerichtet, der nach Ende des „kalten Krieges“ und angesichts der hohen Unterhaltungskosten Ende 2005 aufgegeben wurde.

Damit begann der bis heute andauernde komplexe Konversionsprozess der ehemaligen NS-Ordensburg und Truppenübungsplatz Vogelsang hin zu einem Lern- und Erinnerungsort, wobei neben der „äußeren“ Umgestaltung besonders die innere Konversion im Vordergrund steht: „Vogelsang versteht sich heute als ein Ort bewusst gelebter Wertschätzung allen Menschen gegenüber, als ein gastfreundlicher Ort, ein Ort der Toleranz und Offenheit für Menschen aus der Region und aus allen Kulturen der Welt.“⁴ Im Sommer 2016 sollen die NS-Dokumentation und das Nationalparkzentrum eröffnet werden.

Was bewegt nun aber Bistum Aachen und Nationalparkseelsorge, auch angesichts perspektivisch knapper werdender Ressourcen gewohnte kirchliche Räume zu verlassen, um an diesen beiden Orten aus theologischen Gründen profiliert kirchlich zu handeln? Und welche Ziele verfolgt diese pastorale Arbeit?

Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung

In Vogelsang und Nationalpark Eifel bündeln sich zwei der wichtigsten globalen

Herausforderungen der Menschheit, die auch von der Kirche im konziliaren Prozess oder jüngst in der Umwelt-Enzyklika „Laudato si“ aufgegriffen wurden: Es geht um den Respekt und die Anerkennung der Würde des Menschen und der Schöpfung und um ihren Schutz. Klimawandel, Flüchtlingsströme, die Suche nach einem gemeinsamen Wertegerüst in Europa sind nur einige der vielen aktuellen Brennpunkte. In der Seelsorge in Nationalpark Eifel und Vogelsang greift das Bistum Aachen aus christlicher Perspektive bewusst diese gesellschaftlich relevanten Themen auf und möchte durch die Förderung eines respektvollen und wertschätzenden Umgangs miteinander und mit der Natur zu einem gelingenden Zusammenleben und zur Bewahrung und Förderung des gesellschaftlichen Friedens beitragen.

Würde des Menschen

Die in Vogelsang gelehrt und dargestellte Weltanschauung sowie die enthaltene „religiöse“ Dimension des Nationalsozialismus fordern Menschen heute heraus, das eigene Menschen- und Gottesbild in den Blick zu nehmen und sich zu positionieren: Worin liegen für mich Würde und Wert des Menschen begründet und welche aktuellen oder gesellschaftlich relevanten Konsequenzen hat dies für mein Handeln? Gerade die Geschichte Vogelsangs macht deutlich, wie fragil Menschenwürde und Demokratie, Toleranz und Respekt voreinander sind – bis heute. Wer sich seiner eigenen Haltung bewusst ist, kann auch selbstbewusster und überzeugter Widerstand leisten, wenn menschliche Würde in Frage gestellt oder verletzt wird. So soll kirchliches Handeln mit dazu beitragen, wertschätzender mit uns selbst und anderen umzugehen, freier, bewusster und selbstbestimmter zu leben und den eigenen Standpunkt zu vertreten.

Als unser Orientierungsangebot stellen wir dem nationalsozialistischen Gottes- und Menschenbild ausdrücklich das heutige christliche Verständnis gegenüber

(„Konversion“): Jeder Mensch ist wertvoll – bedingungslos, was durch die Gottes-Ebenbildlichkeit des Menschen für Christen noch einmal eine besondere Begründung und Unverfügbarkeit hat. Diese schließt auch den Menschen in seiner Gebrochenheit und in seinem Scheitern, mit seinen Handicaps und mit all seinen Möglichkeiten mit ein.

Deshalb ist es uns gerade in Vogelsang, wo der „Wert“ eines Menschen von zu erfüllenden Kriterien abhängig gemacht wurde, wichtig, Menschen heute in ihrem Selbstwertgefühl zu stärken, ihnen unbedingte Wertschätzung unabhängig von eigener „Leistung“ oder anderen Voraussetzungen entgegen zu bringen: Du darfst so sein wie du bist, du darfst selbstbestimmt, eigenverantwortlich und freiwillig handeln, du darfst auf der Suche sein, dein Leben darf Brüche haben. Es soll erfahrbar werden, dass Vielfalt eine Bereicherung ist, dass jeder Mensch Talente und Möglichkeiten in sich trägt, die es zu entdecken gilt und dass wir als Menschen mit unseren Bedürftigkeiten und Handicaps aufeinander angewiesen sind; dass gerade dies das Menschsein ausmacht.

Nicht nur im Nationalsozialismus war der Wert des Menschen an Bedingungen geknüpft. Auch in der Geschichte des Christentums gab es immer wieder unheilvolle Tendenzen, denen zufolge der Mensch sich die Zuwendung Gottes durch bestimmtes Verhalten verdienen müsse. Demgegenüber ist es für uns von zentraler Bedeutung, in unseren Angeboten die Bedingungslosigkeit der Liebe Gottes zu vermitteln. Ein Gott, der lebensbejahend, jeden Menschen wertschätzend und sie auch in ihren Lebensbrüchen liebend ist, der jedem Menschen eine unbedingte und unverletzliche Würde geschenkt hat.

Die Geschichte mahnt uns

Die theologische Auseinandersetzung und pastorale Arbeit in Vogelsang sind aber immer auch geprägt von der historischen

Rolle der Kirche in der NS-Zeit. Diese Rolle wird in kirchlichen Geländeführungen von Besuchern immer wieder angefragt - meist nicht aus dem Wunsch nach konkreten historischen Informationen, sondern weil Menschen wissen möchten, wie offen, ehrlich und dialogbereit Kirche heute mit dieser differenzierten Thematik umgeht.

So gilt es für uns, auch das kirchliche Handeln im Nationalsozialismus zu benennen, positive Vorbilder von Widerstand und Eintreten für die Menschenwürde zu beschreiben, aber auch Mitläufertum, stille oder offene Zustimmung zum Nationalsozialismus und opportunistisches Schweigen nicht unter den Teppich zu kehren, sondern daraus die richtigen Schlüsse für heutiges kirchliches Handeln zu ziehen. Dietrich Bonhoeffer hat es uns kraftvoll und eindringlich ins Stammbuch geschrieben: „Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist. Sie bekennt ihre Furchtsamkeit, ihr Abweichen, ihre gefährlichen Zugeständnisse. Sie war stumm, wo sie hätte schreien müssen, weil das Blut der Unschuldigen zum Himmel schrie. Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen“.⁵

Das bedeutet in besonderer Weise für kirchliches Handeln in Vogelsang: Es ist unser Auftrag, auch heute für die Juden zu schreien, die Erinnerung an ihre Geschichte zu bewahren, in der Region die Verlegung von Stolpersteinen mit zu initiieren und zu fördern, jeder Form von Antisemitismus und Antijudaismus, auch innerhalb der Kirche, entgegen zu treten. Es bedeutet genauso, für die Flüchtlinge und die Verfolgten zu schreien, deren Blut zum Himmel schreit, für ihren Schutz und ihre Aufnahme sowie die zukünftige Arbeit der Roten Kreuzes bei der Unterkunft von Flüchtlingen in Vogelsang zu unterstützen. Es ist unser Auftrag, für die Natur zu schreien, für das Klima, die Erhaltung der natürlichen Ressourcen und der Biodiversität, uns für einen achtsamen, respektvollen, wertschätzenden Umgang mit der Natur einzusetzen und das auch selbst so zu leben. Es erfordert, für die Menschen am Rand der Gesellschaft zu schreien, für die

Menschen mit ihren Handicaps, mit ihren Lasten und dem was sie niederdrückt, ihren zerbrochenen Plänen und Beziehungen, ihren Eigenarten, die manchmal nur schwer auszuhalten sind.

Würde der Schöpfung

Christen sind davon überzeugt, dass die ganze Schöpfung Gottes Herrlichkeit widerspiegelt. In allen Dingen berührt man den Schöpfer. Alles in dieser Welt ist heilig, weil alles durchdrungen ist vom schöpferischen Geist Gottes. Daraus folgt die menschliche Ehrfurcht vor der Natur. Die Ehrfurcht ist der Schlüssel, um in allen Dingen Gott zu entdecken, um die Dinge zu achten und behutsam mit ihnen umzugehen. Sie ist das religiöse Grunderlebnis. Echte Spiritualität zeigt sich auch darin, wie achtsam ein Mensch mit der Natur und seinen Mitmenschen umgeht. Viele sehen den Grund für die Umweltverschmutzung in der falschen Einstellung zu den Dingen: Wer keine Beziehung zu den Dingen aufbaut, der wirft sie weg, wenn er sie nicht mehr braucht. Die Dinge sind dann nicht in sich wertvoll, sondern immer nur von ihrem Nutzen her.

So kann auf der einen Seite durch die beeindruckende Natur des Nationalparks etwas vom Wunder und der Großartigkeit der Schöpfung und des Schöpfers erfahren werden, wodurch Menschen Aufwind in ihrem Leben spüren können. Berührende Naturerlebnisse ermöglichen, sich als Teil der Natur zu erfahren. Die Bewegung verhilft dazu, den eigenen Körper zu spüren und sich körperlich etwas Gutes zu tun. Die Stille der Eifel lädt dazu ein, zur Ruhe zu kommen, abzuschalten, äußere Einflüsse zu reduzieren. So sollen unsere Angebote dazu beitragen, dass Menschen sich am Leben erfreuen und Entlastung in ihrem Leben spüren.

Auf der anderen Seite stellt der Nationalpark die Frage, inwieweit wir Menschen bereit sind, die „Natur auch Natur sein lassen“ zu können, sie in ihrer Eigenart zu schützen, nicht (nur), weil uns Menschen die Biodiversität nützlich ist, sondern weil

es um das Lebensrecht aller Arten geht, um die Ehrfurcht vor allem Leben.

Unsere Angebote

Vielfalt und besondere Prägung der beiden Orte Vogelsang und Nationalpark Eifel bestimmen auch unsere Programme.

In Vogelsang können Jugendliche (insbesondere Jugend- und Firmgruppen sowie Schulklassen) und Erwachsene (pfarrliche Gruppen wie z.B. Kirchenchöre oder Pastoralteams, kirchliche Verbände oder caritative/soziale Einrichtungen) in Geländeführungen und Seminaren des Programms „*Bedingungslos*“ nationalsozialistisches und christliches Menschen- und Gottesbild anschaulich erfahren und sich der eigenen (christlichen) Haltung dazu bewusst(er) werden. Beim Programm „*Respekt*“ geht es vor dem Hintergrund der in Vogelsang gelehrt und in einer Geländeführung dargestellten Respektlosigkeit der Nationalsozialisten gegenüber allem und allen, die „anders“ waren besonders um den Respekt gegenüber anderen Religionen und Kulturen – ein leider heute im wahrsten Sinne des Wortes „brennendes“ Thema in Deutschland. Um die Fähigkeit, Widerstand leisten zu können, wenn grundlegende menschliche Werte verletzt werden, geht es beim Programm „*Widerstehen*“, in dem anhand christlich motivierter Widerstandskämpfer für die positive Bedeutung von Widerstand sensibilisiert werden soll. Schließlich fragt das Angebot „*Kirche (Christ) – wo stehst du?*“ nach der (differenziert zu betrachtenden) Rolle der Kirche im Nationalsozialismus und nach dem heutigen gesellschaftspolitischen Selbstverständnis von Kirche und Christsein.

Im Nationalpark Eifel können Kinder (spielerisch), Jugendliche und Erwachsene Schöpfung entdecken und damit auch Spuren des Schöpfers. Die sechsmal im Jahr stattfindenden mehrtägigen *spirituellen Wanderungen* geben die Möglichkeit, unter verschiedenen thematischen Zugängen den Alltag bewusst zu unterbrechen, zur Ruhe

zu kommen, unter freiem Himmel mit Leib und Seele in Bewegung zu sein, innezuhalten und Zeit zu haben, die Natur und sich selbst wahrzunehmen, sich von spirituellen Impulsen zum Nachdenken und zum Austausch anregen zu lassen und Gemeinschaft zu erleben. Bei „*Spirit on the water*“, das in besonderer Weise auch für Firm- oder Konfirmationsgruppen gestaltet ist und u.a. eine Kanadiertour auf dem Rursee enthält, kann speziell mit erlebnispädagogischen Methoden das Vertrauen in sich und seine Fähigkeiten, in andere und in Gott neu entdeckt und weiterentwickelt werden. „Wie gehen wir heute mit der Schöpfung und mit dem Leben um?“ fragt das Programm „*Weil wir nur eine Erde haben*“. Hierbei soll die Natur und ihre inneren Zusammenhänge bewusst erfahren und für die Ehrfurcht vor allem Leben aus christlicher Perspektive sensibilisiert werden. Diesen spirituellen Zugang zur Schöpfung bieten auch unsere begleiteten Wanderungen auf dem *Schöpfungspfad* sowie *Oasentage*, die von der Überzeugung geprägt sind, dass die Natur ein heilender Ort ist. Schließlich begleiten wir in unseren *Tagen religiöser Orientierung* Schüler auf ihrem Weg zur eigenen Werte- und Spiritualitätsfindung. Hierfür möchten wir ihnen Vogelsang und/oder Nationalpark als gute Impulsgeber für eine Spiritualität und Lebenshaltung nahe bringen, die als wesentliche Elemente Wertschätzung sich selbst gegenüber, Respekt und Toleranz sowie Verantwortung für Schöpfung und Gesellschaft enthalten.

Aufwind spüren

Dass unsere Themen und Angebote und vielleicht auch unsere Spiritualität die Bedürfnisse vieler Menschen ansprechen, zeigt die Entwicklung, die die Nationalparkseelsorge genommen hat. Aus den anfänglichen 10% Beschäftigungsumfang eines Pastoralreferenten sind mittlerweile eineinhalb Stellen pastoralen Personals geworden. 17 größtenteils junge Erwachsene arbeiten als Teamer mit. Anfang 2016 haben wir auf dem

historischen Gelände Vogelsangs ein ehemaliges Unterkunftshaus bezogen, welches das Bistum Aachen uns zur Verfügung gestellt hat und welches ansprechende räumliche Möglichkeiten und wieder neue Programmperspektiven bietet.

So haben wir als Nationalparkseelsorge sehr konkret „Aufwind“ erfahren und sind dankbar für die vielfältige Unterstützung. Das größte Geschenk für uns ist jedoch, wenn Menschen, die an unseren Angeboten teilnehmen, ebenfalls diesen „Aufwind“ verspüren: dass sie sich – wie die Kraniche und Wildgänse, die auf ihrem Weg aus den Winterquartieren von der Thermik der Urfttalsperre emporgehoben werden – getragen fühlen von der bedingungslosen Liebe Gottes ...



Kontakt und weitere Informationen:
Tel.: 02445-5759987 (G. Toporowsky)
www.nationalparkseelsorge.de

Anmerkungen:

- ¹ Zur Frage des Begriffs und der „religiösen“ Dimension des NS vergleiche u.a.: Rainer Bucher, *Hitlers Theologie*. Würzburg 2008. Michael Hesemann, *Hitlers Religion*. München 2004. Thomas Schirrmacher, *Hitlers Kriegerreligion*. Bonn 2007.
- ² Vergleiche hierzu und zum Folgenden: Hans Dietel, *Vorlesung zur Vererbungslehre und Rassekunde vor Lehrgangsteilnehmern in Vogelsang*, Dezember 1937 (unveröffentlicht).
- ³ Eine ausführliche Beschreibung findet sich bei Franz-Albert Heinen, *Gottlos, schamlos, gewissenlos*. Zum Osteinsatz der Ordensburg-Mannschaften. Düsseldorf 2007.
- ⁴ Aus der Erklärung der Standortpartner Vogelsangs zur anstehenden Unterbringung von Flüchtlingen, Februar 2016, unveröffentlicht.
- ⁵ Zitate aus: Christian Feldmann, *Wir hätten schreien müssen*. Das Leben des Dietrich Bonhoeffer. Freiburg 1998, S. 84.

Michael Lejeune/Christoph Stender

Ausgedient?

Gedanken zum Dienstbegriff

1. Von Opfern, Gutmenschen und Dienern

Schweigend und etwas verstört ging er weiter, der Schüler aus der Mittelstufe einer Gesamtschule, gelegen in einer relativ behüteten Gegend. Den ihm auf dem Schulhof lautstark nachgerufenen Titel du „Opfer“ wollte der Schüler nicht gehört haben. Einfach so tun als sei man nicht gemeint gewesen – lautete wohl seine Devise. Soweit diese Beobachtung eines Religionslehrers. Allerdings ist das Weghören keine Garantie dafür, so der Religionslehrer später, dass nicht schon in der nächsten Pause derselbe Schüler von Mitschülern unüberhörbar wieder als Opfer tituliert und so öffentlich in ein diffuses Licht gestellt wird.

Dieses Phänomen, das z. B. Schüler auf Schulhöfen von mutmaßlich Gleichgesinnten als „Opfer“ bezeichnet werden, ist nicht die Ausnahme. Diese Bezeichnung Opfer ist auch nicht scherzhaft zu verstehen, sondern ist als ein indirekter verbaler Angriff zu werten. Denn der, dem der „Titel“ Opfer in Jugendkreisen angehängt wird, läuft Gefahr, wie Freiwild allgemein ausgeliefert zu sein, weil er schwach „geredet“ wird.

Der „moderne“ Gebrauch des Begriffes Opfer, wie im oben skizzierten Kontext benutzt, hat eine gravierend andere Bedeutung als seine ursprüngliche Verwendung, die mit dem Begriff Opfer auf jene hinwies, „die Unterstützung, Fürsorge, Hilfe und jede Art von Zuwendung benötigen. Ein Begriff für die, die ohne eigene Schuld durch Kriege und Gewalt, Straßenverkehr oder andere unglückliche Umstände zu Schaden, schlimmstenfalls ums Leben kommen.“¹

Die „neue“ Intention des Wortes Opfer, der man heute in der Jugendkultur begegnet, hat mit der bisher üblichen Verwendung schlussendlich nichts mehr gemein. Als Opfer werden meist „junge männliche Personen bezeichnet, die sich nicht ausreichend wehren können oder auf andere Weise Schwächen zeigen und allgemein nicht einem Konzept von harter, starker und wehrhafter Männlichkeit entsprechen.“² Der Begriff Opfer muss in einer hier nicht genauer umrissenen Sprachkultur für eine Empfindung jener Menschen herhalten, die mutmaßlich jene, die schwächer sind als sie selbst, „brandmarken“ wollen. Er bezeichnet hier also keine Menschen mehr, die durch widrige Umstände in eine defizitäre Situation geraten sind, sondern sein Bedeutungswandel nötigt die so Bezeichneten in eine defizitäre und negativ konnotierte Situation hinein.

Ein weiterer Bedeutungswandel eines anderen Begriffes weist in dieselbe Richtung. Wenn der Begriff „Gutmensch“ auch weniger zum alltäglichen Sprachgebrauch zählt und auch eher keine Selbstbezeichnung ist, so bezeichnete er ursprünglich doch - wenn auch wenig dezidiert- etwas positives, nämlich Menschen, die bemüht waren „gut“ zu sein oder es auch sind, die man also als gute Menschen bezeichnen könnte. Auch dieser Begriff hat in jüngster Zeit eine neue Bedeutung erfahren und ist zum Unwort des Jahres 2015 avanciert, weil mit ihm „insbesondere diejenigen beschimpft werden, die sich ehrenamtlich z.B. in der Flüchtlingshilfe engagieren oder die sich gegen Angriffe auf Flüchtlingsheime stellen. Mit dem Vorwurf Gutmensch, Gutbürger oder Gutmenschentum werden Toleranz und Hilfsbereitschaft pauschal als naiv, dumm und weltfremd, als Helfersyndrom oder moralischer Imperialismus diffamiert.“³

Wer demzufolge als Gutmensch bezeichnet wird, ist automatisch reduziert auf einen, der grundlos eher zu den Schwächlichen gezählt wird. Auch dieser, ursprünglich

einen positiven Sachverhalt bezeichnende Begriff, bekommt in seiner aktuellen Nutzung eine neue negative Wendung.

Stellen wir nun, zugegeben recht unwissenschaftlich und nur phänomenologisch betrachtet, in diese Reihe neben die Begriffe Opfer und Gutmensch den Begriff Diener, so vermittelt dieser auf Anhieb auch keinen positiven Eindruck. Dienen, und somit etwas von einem Diener an sich zu haben, klingt in der Tat im aktuellen Gebrauch auch unter Jugendlichen eher nach Schwäche, Verlieren und Erfolglosigkeit. Dienenden Menschen wird von bestimmten Gruppierungen die Aura von Minderwertigkeit, Fußabtreter und Dummies angeheftet, die aufgrund ihrer Weltfremdheit nicht nur auf der Verliererseite stehen, sondern deshalb auch ruhig gebrandmarkt werden dürfen.

Zu dienen hat nicht wirklich etwas Anziehendes, auch wenn es noch im aktiven Sprachgebrauch Bezeichnungen gibt wie Staatsdiener, Bedienstete, der Diener der Diener, Messdiener, Dienstnehmer oder Bedienung.

2. Wir werden vor den Dienst gestellt

Aus biblischer Perspektive kommen wir allerdings an der Besinnung auf die Begriffe Diener und Dienst so ohne weiteres nicht vorbei. So berichtet der Evangelist Matthäus immer wieder aktuell von der Bedeutung des Dienens dem Verständnis Jesu entsprechend:

„Und Jesus zog hinauf nach Jerusalem und nahm die zwölf Jünger beiseite und sprach zu ihnen auf dem Wege: Siehe, wir ziehen hinauf nach Jerusalem, und der Menschensohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überantwortet werden; und sie werden ihn zum Tode verurteilen und werden ihn den Heiden überantworten, damit sie ihn verspotten und

geißeln und kreuzigen; und am dritten Tage wird er auferstehen.

Da trat zu ihm die Mutter der Söhne des Zebedäus mit ihren Söhnen, fiel vor ihm nieder und wollte ihn um etwas bitten. Und er sprach zu ihr: Was willst du? Sie sprach zu ihm: Lass diese meine beiden Söhne sitzen in deinem Reich, einen zu deiner Rechten und den andern zu deiner Linken.

Aber Jesus antwortete und sprach: Ihr wisst nicht, was ihr bittet. Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde? Sie antworteten ihm: Ja, das können wir. Er sprach zu ihnen: Meinen Kelch werdet ihr zwar trinken, aber das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben steht mir nicht zu. Das wird denen zuteil, für die es bestimmt ist von meinem Vater. Als das die Zehn hörten, wurden sie unwillig über die zwei Brüder. Aber Jesus rief sie zu sich und sprach: Ihr wisst, dass die Herrscher ihre Völker niederhalten und die Mächtigen ihnen Gewalt antun. So soll es nicht sein unter euch; sondern wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener; und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Diener, so wie der Menschensohn nicht gekommen ist, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele" (Mt 20,17–28).

Die biblische Überlieferung⁴ lässt keinen Zweifel daran, dass wir uns mit dem Thema des Dienens auseinander zu setzen haben, ob gelegen oder ungelegen. Denn die Überlieferung formuliert eine Dienstanweisung von oberster Stelle, die schon vor über 2000 Jahre auf den „Dienstweg“ gebracht wurde. Der „Chef“ damals wie heute ist der, auf den wir uns beziehen, wenn wir für uns die „Bezeichnung“ Christinnen und Christen bemühen.

Bei dieser Anweisung, die der „Chef“ jedem in seinem Team in den „Bekennnisvertrag“ geschrieben hat, handelt es sich nicht etwa um eine Kann-Regel, die in die Beliebigkeit gefühlsbedingter Entscheidungsfreudigkeit gestellt ist, sondern um eine Soll-Regel, die es einzuholen gilt.

„Wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener; und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Diener“ (Mt 20, 28).

3. Dienen im Gebrauch

Der Begriff des Dienens, seine sprachliche Herkunft, sein heutiger Gebrauch in den unterschiedlichen Sprachen, sowie seine Bedeutung und Deutung in der Gesellschaft sind nicht eindeutig.

Die im Folgenden angedeutete Spanne allein im antiken Sprachgebrauch eröffnet einen Raum, in dem der Begriff des Dienstes keine einseitige Betrachtung finden muss, und somit sich als ein Begriff generiert, der „ent-faltet“ werden sollte. Diesem Ziel, zur Ent-faltung“ des Begriffes Dienst und dienen anzuregen und ihn in einen neuen Bezug setzen zu können, dient dieser Artikel.

Neutestamentlich

Das Neue Testament kennt verschiedene Dienstverhältnisse, die ihren sprachlichen Ausdruck in mehreren griechischen Begriffen finden.

„Einer der zentralen griechischen Dienstbegriffe ist das Verb δουλεύω und seine Ableitungen, die das Dienen eines Sklaven bzw. einer Sklavin umschreiben und somit den Hauptakzent auf das abhängige, unfreie Dienen legen und in der Regel einen eher abschätzig-entwürdigenden Klang haben. Im zeremoniell-höfischen Sprachgebrauch des Vorderen Orients konnten jedoch auch hohe Beamte als „Sklaven des Königs“ bezeichnet werden, was in diesem Fall einem Ehrentitel gleichkam.“⁵

Des Weiteren ist anzumerken: „Neuere Forschungen (Collins 1990; Hentschel 2007) zeigen jedoch dass die griechische Wortgruppe mit dem deutschen Begriff ‚dienen‘ in der Regel nicht adäquat wiedergegeben ist. Vielmehr geht es um Beauftragungen, wobei der oder die Beauftragte (diakonos) im Namen des Auftraggebers

agiert und dabei, je nach Art der Beauftragung, durchaus mit Autorität den Menschen gegenüber treten kann, zu denen sie oder er gesandt ist.“⁶

Was dient jetzt?

Denkt man heute an Leute im Dienst, so kommen einem wahrscheinlich Soldaten, Beamten oder andere Berufsformen in den Sinn, die auch vom Namen her einen Dienst am Staat leisten. Ein markantes und wohl auch bekanntes Beispiel für den „Beruf“ des Dieners sind die Saaldiener im Bundestag, mit dunkelblauer Livree, weißer Fliege, Goldknöpfen und Bundesadler, sorgen sie doch im Hintergrund dafür, dass der Politikbetrieb nicht gestört wird: Es werden Stühle zurechtgerückt, Mikrofone kontrolliert, Eingänge kontrolliert, Wasser gereicht und weitere Aufgaben übernommen, die man gemeinhin als Service beschreiben könnte. Und doch war zur Geburt der Bundesrepublik nur eine grüne Armbinde Erkennungszeichen für den Saaldiener. Darauf geschrieben stand die Abteilung: Hilfsdienst, Hausdienst oder Ordnungsdienst.

In allen anderen Bereichen haben sich die Begriffe gewandelt, eine Dienstleistung nennt sich nun Service; und auch wenn das Wort mit dem Englischen sehr bedeutungsnah ist, ist der Service der modernen Gesellschaft fernab vom Dienst angesiedelt. Es hat sich eine abgeschwächte Form des Dienstes entwickelt.

Service hilft, aber dient nicht

Fast alle Berufe, die früher mit dem Begriff des Dienens in Verbindung standen, sind mittlerweile durch zahlreiche Wortkombinationen ersetzt worden, die sprachlich immer mehr Service bekennen.

Wo unterscheidet sich nun aber der klassische Dienst vom Service?

Subjektiv betrachtet scheint der Service dem Kunden zu dienen, oder zumindest

von Nutzen zu sein. Und so finden wir heute beim Service nicht den Dienst, sondern die Hilfeleistung. Hilfe scheint attraktiver, ist sie doch meist zeitlich begrenzt zu verstehen; man bietet seine Hilfe an, um ein Problem zu lösen, eine Situation zu vereinfachen oder eine Unannehmlichkeit aus der Welt zu schaffen. Hilfe ist auch dankenswert: Eine Hand wäscht die andere, der Eine hilft dem Anderen.

Landläufig verstanden basiert der Dienst nicht auf einer „Gleichberechtigung“ beider Akteure, dem, der den Dienst tut (Dienstgeber) und dem, der den Dienst nimmt (Dienstnehmer). Die Dienste werden meistens als selbstverständlich wahr- und hingenommen, selten gedankt und manchmal erst gar nicht bewusst zur Kenntnis genommen. So zu dienen, quasi die zeitlich unbegrenzte Hilfe, beinhaltet auch eine Verpflichtung, sowohl gegenüber sich selbst als auch gegenüber dem, der den Dienst empfängt (Dienstherr).

Betätigung

Sein Betätigungsfeld zu finden, in dem man sich dienend sieht, kann angesichts der Not, die in der Welt vorhanden ist, schwieriger und hoffnungsloser sein, als mal eben seinen Mitmenschen unter die Arme zu greifen.

In Fargo, einer US-amerikanischen Serie, ist eines Abends Gus, ein Streifenpolizist, überfordert von dem Übel in der Welt und spricht mit einem Rabbiner, der ihm die folgende Geschichte des Jeremy Hoffstead erzählte, der das Leiden der Welt lindern wollte: Erst spendet er all sein Geld, dann seine Leber, merkt jedoch, dass auch dies das Leiden nicht lindert. Schlussendlich sucht er den Freitod, um all seine Organe spenden zu können. Auf die Frage, ob damit das Leiden gestoppt wurde, antwortet der Rabbiner, dass nur ein Verrückter glauben könne, die Probleme der Welt zu lösen. Daraufhin erwidert der Streifenpolizist Gus: „Ja, aber man muss es doch versuchen, oder?“

Eben jenes Versuchen macht das Dienen so unheimlich viel schwieriger als ein aufgabenbezogenes Helfen. Sich in den Dienst zu stellen und vielleicht während der ganzen verbleibenden Lebenszeit keine Auswirkung des Dienstes selbst zu erfahren bzw. gar rückgemeldet zu bekommen, ist ein Schicksal, das mehr Leute teilen, als es zunächst den Anschein erweckt.

Die Ereignisse der letzten Monate lassen auch einen Blick auf unseren Umgang mit den Flüchtlingen zu, die in unserem Land Schutz suchen. Was ist gemeint und/oder gefordert, wenn von einem Willkommensakt oder gleich einer Willkommenskultur gesprochen wird? Ist die große Bereitschaft von Menschen, sich der Nöte von Flüchtlingen anzunehmen, ein kollektiver Dienst oder eine Ansammlung von Hilfestellungen?

4. Wir dürfen den Diener, die Dienerin nicht gehen lassen!

Den Begriff des Dienstes bzw. des Dienens gilt es neu zu entdecken, um ihn u. a. aus der Ecke des vermeintlich Schwachen heraus zu holen, in den ihn die vermeintlich Starken stellen.

Dies ist lohnenswert, nicht nur weil der Dienst im Gegenüber vom Herrschen eine Forderung Jesu ist, sondern weil das Nachdenken über den Dienst neu Blickwinkel öffnet, mit denen Menschen in unserer Gesellschaft aufeinander schauen können, um zu einer besseren Lebensqualität in unserer Gesellschaft beizutragen.

Wer weiß, ob Dienen Segen bringt?

Die Ungewissheit, mit welchem Erfolg das eigene Handeln gesegnet ist, hat nicht wenige Menschen im Laufe ihres Lebens am Dienst zweifeln lassen.

Schon in den Erzählungen über als Heilige verehrte Menschen ist der Moment der „Abrechnung“, der Moment, in dem das

Dienen den Verlierer zum Gewinner macht, von diesen als heilig verehrten Menschen selbst nicht erlebt worden.

Die meisten Menschen im 21. Jahrhundert sind z. B. weit entfernt von denen von der Kanzel predigenden Anweisern (sofern es sie noch gibt), die meinen, die Menschen unter Verweis auf die Heiligen in der richtigen Nachfolge als Dienende unterrichten zu müssen. Trotzdem ist in unserer Gesellschaft die Anforderung präsent, sich selbst eben passend einen Bereich zu suchen, in dem man möglichst effizient „Früchte“ tragen kann.

Ein Mensch, der sich entschließt, „Früchte“ für andere zu tragen, trägt auch Verantwortung für sein Handeln, die Auswirkungen auf andere; für Versprechen, die man nicht immer einhält; für Tage, an denen der Dienst nicht angetreten werden kann. Verantwortung trägt er aber auch für sich selbst. Wer dienen will, muss sich immer wieder neu hinterfragen, die eigene Motivation ergründen und Wirkungen ausloten.

Die Kraft des Dienens

Die wahre Kraft des Dienens offenbart sich in Situationen, in denen scheinbar keine Hilfe möglich ist. Denn in Situationen, in denen auch um Hilfe nicht mehr gebeten werden kann, ist der Dienende doch Stütze, muss er doch nicht erst instruiert werden oder eine konkrete Anweisung erhalten. Da Dienen ein Prozess ist, ist der Dienende in der Lage, mit der Zeit nicht nur sich selbst durch Zurücknahme besser kennenzulernen, sondern ebenso ein Augenmerk für die Bedürfnisse seiner Mitmenschen zu entwickeln. Er ist doch immerzu gezwungen, sein eigenes Handeln zu überdenken und so die Wirkung seines Dienstes zu erfassen. Ebenso ist er aber auch auf die Zeiten vorbereitet, in denen scheinbar keine Besserung geschieht; dennoch ist sein Handeln nicht sinnlos, sein Dienst nicht vergebens. Gera-

de in Situationen, in denen Kommunikation nicht weiterzuführen scheint, ist die bloße Präsenz, die dem Dienen innewohnt, sei es vor Ort, sei es in Gedanken, eine Stütze und ein Antrieb.

Ein Mensch, der dient, steht nicht losgelöst von der Gesellschaft, unfähig zu interagieren, sondern ist heute ebenso Teil dieser Gesellschaft. Er kommt den Menschen näher und nimmt sich selbst zurück. Und so lernt er mit der Zeit auch die anderen stärker wahrzunehmen, lernt nicht nur nebenbei mit Menschen zu leben, sondern ein Mensch, der dient, lernt mitten unter den Menschen zu leben, nimmt sich selbst zurück und löst damit auch potentiell bestehende Klassenunterschiede auf.

Jesu Dienstanweisung

Die Sollregel Jesu, „Wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener; und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Diener“ (Mt 20, 28) gründet in dem Liebesgebot Jesu „Du sollst deinen nächsten lieben wie dich selbst“ (Mt 22,39 parr.).

Das Liebesgebot Jesu aber ist kein Regelwerk, also keine Aneinanderreihung von Einzelgeboten, sondern verlangt immer wieder neu auf sich und auf sein Gegenüber zu schauen. Der Dienst entsteht im Geist dieses Liebesgebotes Jesu. Die annehmende Weise, auf den Nächsten zu schauen („liebe deinen Nächsten“), entfaltet die Autonomie des Dienens. Die annehmende Weise, auf sich selbst zu schauen („...wie dich selbst“), begründet die Selbstreflexion des Dienens.

Der Dienst ist dementsprechend nicht identisch mit den Taten der Nächstenliebe, sondern der Dienst impliziert die Nächstenliebe und zählt keinen Erfolg, auch nicht an „guten“ Taten.

Dienst, eine Sollhaltung

Der Dienst ist nicht primär eine Tätigkeit, zu der man sich immer mal wieder auffafft,

oder sie punktuell auch mit Begeisterung tut, sondern eine Haltung. Ich soll dienen, so Jesu Worte! Das bedeutet, die eigene Haltung auf die Person des anderen hin immer wieder neu als dienende zu entfalten und als die eigene, von mir selbst gewollte auch in ihrer jeweiligen Veränderung mit meinem eigenen Leben zu füllen.

Das ist die radikale Erwartung Jesu: das eigene Leben im Dienst für den anderen, als ein sich erfüllendes Leben schon anzunehmen, noch bevor ich es dann selbst im Dienen entfalte. Ich-Sein auf den anderen hin, aber nicht als ein Ausnahmezustand in Nächstenliebe, sondern als kontinuierlicher Dienst.

Selbstverständlich spielt auch das Vermögen des Dienenden eine Rolle, seine Einschätzung der sich wandelnden Situation, die eigenen Kräfte, die Reflexion bisherigen Geschehens sowie Gesundheit und Wohlbefinden. Aber keine Situation, welche auch immer, kann ausreichender Grund dafür sein, das der Dienenden sich selbst vom Dienst entbindet.

Autonomer Dienst

Der autonome Dienst orientiert sich primär an dem Dasein des Anderen. Dieses Dasein erschließt sich in der Selbstmitteilung dessen, der da ist, also meines Gegenübers, und der Wahrnehmungsfähigkeit, mit der ich meinem Gegenüber begegne.

Es geht bei dieser Haltung also nicht um die Entscheidung sich generell verhalten zu wollen, sondern es geht um ein dienendes Sich-verhalten-sollen, das der Notwendigkeit des Menschen zu atmen gleichkommt.

Solch ein Dienst unterliegt keinem Regelwerk, das von außerhalb durch Gesetze, Vorschriften, Wohlwollen oder Erfahrung gesteuert wird.

Autonomer Dienst wurzelt in der Unverfügbarkeit des Gegenübers, dem einfachen Dasein des anderen Menschen. Der autonome Dienst ist unabhängig von dem persön-

lichen Horizont bisheriger Wahrnehmung und Deutung dessen, der dient, sonst wäre der Dienst ja gebunden an bekannte und gewöhnliche Muster eigenen Verhaltens und somit nicht mehr autonom. Nochmals: Die Autonomie des Dienens wurzelt in der Gegenwart meines Gegenübers, ohne Abstriche.

Konkret geht es hier um die Erkenntnis dessen, was der anderen Person (kontinuierlich) dient, nicht was ihm punktuell helfen mag. Der Dienst erfüllt sich hier also nicht in einer Hilfestellung, da der Dienst kein Vorher und Nachher kennt, sondern beständig vorhanden ist. Allerdings ist sein Vorhandensein nicht zu verwechseln mit einem Rund-um-die-Uhr-Service.

Dienst ist immer ohne eigene Vorteilsnahme zu verstehen, selbst ohne die, ein guter Mensch zu sein.

In der Autonomie des Dienstes liegt auch seine Kontinuität, seine zeitliche Unabhängigkeit, da sie sich orientiert am prozesshaften Werden, also am andauernden Werden und sich so auch Verändern der anderen Person.

Der autonome Dienst hat „alles und nichts“ mit der Person des Dienenden zu tun. Ich bin der, der handelt, kann aber nicht mehr bieten als mich selbst. Autonomie des Dienstes bezieht sich aber auf die Uneingeschränktheit des Anderen, und ist deshalb unabhängig vom Dienenden selbst.

Autonomer Dienst ist zu unterscheiden. Der Unterschied zum „normalen“ Dienst liegt darin, dass der Dienende schon entschieden ist, und sich nicht wahlweise immer mal wieder entscheiden wird.

Die Schwierigkeit des Dienens entfaltet sich in voller Größe, wenn der Dienende selbst über Umfeld und Umfang des Dienens entscheiden muss, wenn also der Dienst an der Grenze zur Hilfe steht.

Wer dient ist *unter* Menschen, nicht bei, nicht mit, sondern mitten unter ihnen. Dieser Haltung zum Dienst bedeutet existenti-

ell die Größe zu haben, sich selbst nicht so wichtig zu nehmen.

Abstand von einem so verstandenen Dienenden ist nur in der Einsamkeit zu erlangen, der Abwesenheit eines menschlichen Gegenübers. In dieser Abwesenheit eines Gegenübers ist ein ganz bei Gott Sein möglich.

„Man muss es doch versuchen, oder?“

Wie sich der zum Dienst entschiedene Mensch in dem Prozess des Dienens selbstbestimmt und eigenverantwortlich und somit sich immer wieder neu erfinden muss, so ist vielleicht nun auch die Zeit, in der der Begriff des Dienens von einer kommenden Generation wieder verändert werden kann, um für die Herausforderungen der Zukunft gewappnet zu sein.

Der oben erwähnte Streifenpolizist Gus aus Fargo ist überfordert von dem Übel in der Welt und spricht mit einem Rabbiner. Ihr Gespräch endet so: dass nur ein Verrückter glauben könne, die Probleme der Welt zu lösen. Daraufhin erwidert der Streifenpolizist Gus: „Ja, aber man muss es doch versuchen, oder?“

Dazu Papst Franziskus in seiner Ansprache auf dem Petersplatz am Palmsonntag 2016: „Die Art und Weise des göttlichen Handelns mag uns so fern vorkommen, während wir uns schwer tun, wenigstens ein bisschen von uns selbst aufzugeben. Er hat für uns auf sich verzichtet; was kostet es uns dagegen, für ihn und für die anderen auf etwas zu verzichten! Aber wenn wir dem Meister folgen wollen, genügt es nicht nur sich zu freuen, weil er kommt, um uns zu erlösen, sondern wir sind auch aufgerufen, seinen Weg zu wählen: den Weg des Dienstes, der Hingabe (...).“⁷

Anmerkungen:

- ¹ <http://www.rp-online.de/nrw/staedte/neuss/jugendssprache-ey-du-opfer-aid-1.2780504>. Stand 09.03.2016.
- ² Stefan Voß: Du Opfer... (PDF; 92 kB). Berliner Forum Gewaltprävention Nr. 12. 2003.
- ³ Sprachkritik: „Gutmensch“ ist Unwort des Jahres. In: Spiegel Online. Stand vom 12. 01.2016.
- ⁴ Vergleichbare Stellen gibt es bei: Mt 23,11; Mk 9,35; 10,43; Lk 22,26.
- ⁵ <https://www.bibelwissenschaft.de/wibilex/dasbibellexikon/lexikon/sachwort/anzeigen/details/dienen-diener-nt/ch/5556d3320a2fca418333d134ea730ac3/> (Stand 2016-03-02).
- ⁶ Siehe: <https://www.bibelwissenschaft.de/wibilex/das-bibellexikon/lexikon/sachwort/anzeigen/details/dienen-diener-nt/ch/5556d3320a2fca418333d134ea730ac3/> (Stand 2016-02-18).
- ⁷ http://de.radiovaticana.va/news/2016/03/20/die_palmsonntagspredigt_des_papstes_im_wortlaut/1216759http://de.radiovaticana.va/news/2016/03/20/papst_am_palmsonntag_%E2%80%9Ejesus_%C3%A4dt_uns_ein_uns_zu_reinigen%E2%80%9D/1216762 (Stand 20.03.2016, 13h).

Literaturdienst

Giovanni Maio: Medizin ohne Maß? Vom Diktat des Machbaren zu einer Ethik der Besonnenheit, TRIAS Verlag in MVS Medizinverlage Stuttgart GmbH & Co. KG 2014. Geb. € 17,99, 219, ISBN 978-3-8304-6749-6.

Im Grunde genommen gibt es lediglich dreierlei Kategorien von Büchern: 1. solche, wo der Titel gut, der Inhalt jedoch weniger oder gar nicht gut ist. 2. solche, wo der Titel weniger oder gar nicht gut, doch der Inhalt gut ist. Und 3. solche, wo Titel und Inhalt gut sind. Zu dieser eher seltenen dritten Kategorie von Büchern zählt ohne jeden Zweifel das Buch »Medizin ohne Maß? Vom Diktat des Machbaren zu einer Ethik der Besonnenheit«, dessen Verfasser der Lehrstuhlinhaber für Medizinethik an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau, Professor Dr. Giovanni Maio, ist.

Dass es sich dabei um ein wirklich ausgezeichnetes Buch handelt, ist unübersehbar so – und das aus einer ganzen Reihe von guten Gründen. Zunächst einmal ist es wahrlich nicht die schlechteste Idee, das Konzept einer medizinischen Ethik unter das Vorzeichen der Kardinaltugend des Maßes zu stellen, wie der Titel des Buches »Medizin ohne Maß?« problemindikatorisch direkt erkennen lässt. Der Versuch, diese über (zu) lange Zeit doch ein wenig in Vergessenheit geratene vierte Kardinaltugend zu rehabilitieren in jenem Bereich der angewandten Ethik, den die medizinische Ethik bildet, war längst überfällig.

In seiner am 18. Mai 2001 in der Staatsbibliothek zu Berlin gehaltenen Rede mit dem Titel »Wird alles gut? – Für einen Fortschritt nach menschlichem Maß« hatte der damals amtierende deutsche Bundespräsident Johannes Rau (1931–2006) unmissverständlich der deutschen Öffentlichkeit erklärt, dass alle zu führenden biomedizinischen Debatten Ausschau halten müssen nach dem, was als das menschliche Maß gelten kann, um darüber verbindliche und verbindende Maßstäbe zu finden, »die uns unterscheiden helfen, was wir tun dürfen und was wir nicht tun dürfen«, da es eben wahrlich nicht so sei, dass das medizin-technische Maximum Mal und Mal auch das medizinethische Optimum darstelle.

Giovanni Maio ist die Suche nach dem menschlichen Maß schön länger ein Anliegen; ein ganzer von ihm mitherausgegebener Sammelband widmet sich dieser Thematik (siehe: Maio, Giovanni – Clausen, Jens – Müller, Oliver (Hrsg.): Mensch ohne Maß? Reichweite und Grenzen anthropologischer Argumente in der biomedizinischen Ethik, Freiburg / München 2008). Es wundert daher nicht, dass diese Suche geradezu das durchgän-

gige Leitprinzip seines Buches ist, das sich von der ersten bis zur letzten Seite als ein entschiedenes Votum für eine »Medizin mit Maß« liest.

Nicht weniger als der Obertitel des Buches: »Medizin ohne Maß?« ist dessen Untertitel: »Vom Diktat des Machbaren zu einer Ethik der Besonnenheit« ein sprechender Titel. Es ist der Gießener Philosoph Odo Marquard (1928–2015) gewesen, der durch die geschickte Gegenüberstellung der Worte »Fatum – Faktum« (»Schicksal – Machsak«) auf ein »Zwischen« gedeutet hat, in dessen Rahmen sich in jüngerer und jüngster Zeit nicht zuletzt gerade auch medizinethische Debatten und Diskurse bewegen. »Wir leben im Zeitalter der Machbarkeit. Erst wurde nichts gemacht, dann wurde einiges gemacht, heute wird alles gemacht.« schrieb jener einst in einem »Ende des Schicksals?« betitelten Beitrag (vgl. Marquard, Odo: Ende des Schicksals? Einige Bemerkungen über die Unvermeidlichkeit des Unverfügbaren, in: Ders.: Abschied vom Prinzipiellen. Philosophische Studien, Stuttgart 1981, 67–90, 67).

Maio holt in seinem Buch das hohe Problembewusstsein dieses Philosophen voll und ganz ein, wenn er einen stellungnehmenden Gebrauch medizinethischer Vernunft pflegt und für dessen Ein- und Ausübung wirbt, der die falschen Verheißungen und Verlockungen eines Machbarkeitswahns zu entlarven in der Lage ist, der Unhaltbares wie »die Utopie der leidfreien Gesellschaft« verspricht und früher oder später trügerische Hoffnungen in herben Enttäuschungen enden lässt.

Dass Giovanni Maio daher gewillt ist, sich unablässig der Tugend der Besonnenheit zu bedienen, wenn er in seinem Buch das weite Feld der medizinischen Handlungsfelder ethisch durchquert, ist daher keineswegs zufällig so. Besonnenheit ist ja das Haltungsbild, dem es darum zu tun ist, das, was Sinn macht, zu seinem Recht kommen zu lassen. Und das ist nicht zuletzt deshalb so entscheidend, weil medizinische »Sachverhalte« durchgängig eben »Sinnverhalte« sind. Das menschliche Maß und der menschliche Sinn – um beides ist es Maio gleichermaßen zu tun, und so tut er tatsächlich gut daran, die Doppeloption »menschliches Maß – menschlicher Sinn« den Leserrinnen und Lesern seines Buches Seite für Seite gegenwärtig zu halten.

Die Darlegungen des Buches verteilen sich auf acht Kapitel. Kapitel 1 widmet sich Fragen um den Lebensbeginn, wo zu den Fragen der extrakorporalen Befruchtung mit Embryotransfer ebenso Stellung bezogen wird wie zum »unmoralischen Angebot« der Firmen Apple und Facebook, die ihren Mitarbeiterinnen versicherten, die Kosten einer Familienplanung über das Verfahren des »social freezing« zu übernehmen. Kapitel 2 referiert und reflektiert die ethischen Dilemmata, die pränatal- und präimplantationsdiagnostische Verfahren unweigerlich nach sich ziehen, warnt vor den Fallen, in die Paare, die sich vorschnell darauf einlassen, ahnungslos

tappen können, wenn gute Beratung vor den entsprechenden diagnostischen Eingriffen unterbleibt, und skizziert auch die vielfach tabuisierten seelischen Folgen bei Frauen, die eine Abtreibung hinter sich haben.

Kapitel 3 greift eine ganze aktuelle Debatte auf, für die sich mehr und mehr sprachlich der englische Ausdruck »Human Enhancement« einzubürgern scheint. Alles in allem geht es dabei um die Dinge, die sich tun lassen, um eine Verbesserung des Menschen zu erzielen. Sinn und Unsinn leistungssteigernder Präparate stehen dabei ebenso zur Diskussion wie pharmakologische Mittel, die dieser und jener Mensch glauben nehmen zu müssen, um die Optimierung seiner selbst in welcher Hinsicht auch immer zu betreiben.

Kapitel 4 hat als Inhalt die Gesundheitsdebatte, wie sie heute darüber, wer da welche Verantwortung eigentlich hat, mit doch ziemlich gegensätzlichen Standpunkten geführt wird. Fragen wie »Ist Gesundheit Pflicht und Krankheit Schuld des einzelnen?« werden seitens des Verfassers nicht umgangen, vielmehr betont und beherzt angegangen. Das nach wie vor sich in einem kontrovers geführten Disput befindliche Thema der Organtransplantation einschließlich der damit verbundenen heiklen Frage »Wann ist ein Mensch wirklich tot?« bildet den Gegenstand von Kapitel 5.

In den Kapiteln 6 und 8 nähert sich das Buch dann den Fragen des menschlichen Lebens, die sich wohl unter dem Dachthema »Umgang mit dem Unumgänglichen« versammeln lassen: Dazu gehören Fragen um das Altern und das Sterben. Ganz bewusst dazwischen geschaltet ist das Kapitel 7, das unter der provokanten Überschrift »Formulare als Gesprächersatz?« steht und damit bereits erkennen lässt, dass bei allen Vorteilen, die eine Patientenverfügung bietet, das dahinterstehende Verständnis von Autonomie doch auch problematisiert gehört. Die Frage ist berechtigt, ob es nicht – unbedingt (!) – Beziehung, Kontakt, Gespräch und Rat braucht, um die Nachteile eines Verständnisses von Autonomie, wonach ein jeder/eine jede sich selbst genug ist, um gute Entscheidungen für den Ernstfall des Todes zu treffen, zu korrigieren und zu reduzieren.

Der eigentliche Ertrag der letzten drei Kapitel des Buches ist – alles in allem – immerhin der, dass sie Gedanken dazu anbieten, die sich als kleine Anleitung dazu lesen lassen, Künsten wie denen einer »ars senescendi« und einer »ars moriendi«, ohne die keine »ars vivendi« (sie selbst) sein kann, zu einem echten Comeback zu verhelfen. Das und nicht nur das ist dem Verfasser des Buches zu danken.

Giovanni Maio hat ein Buch verfasst, das einen hohen informativen Input bietet zu den verschiedenen thematisch gründlich aufbereiteten medizinischen Themenfeldern. Seiner Leserschaft zeigt der Verfasser

mustergültig Seite für Seite, wie sich medizinethisches Denken eigentlich vollzieht: von welchen Grundfragen es ausgeht, welche Grundfragen es erörtert, welche Kriterien es benötigt, welche ethischen Standards es für unaufhebbar und unaufgebbar hält, warum zwischen rechtlichen Regelungen und sittlichen Lösungen zu differenzieren ist, wie sich ethische Vernunft im Zeichen der normativen Vernunft, die in Gestalt einer Handlungsethik unverrückbare Grenzen markiert, darstellt, und wie zu guter Letzt medizinische Ethik vieler- und bewirken kann, wann und wo sie sich jeweils als Haltungsethik gewinnt, die auf Schritt und Tritt von der Option geleitet ist, dem »Gut umfassend gelungenen Lebens« (Klaus Demmer) nachhaltig zu dienen.

Bernhard Sill

Bruno Kurth/Joachim Gerhardt (Hrsg.), Gemeinsam stärker. Ökumenische Zukunft vor Ort. Paderborn 2015, 116 S.

Der Wuppertaler Stadtdechant Bruno Kurth und der Bonner Pressepfarrer Joachim Gerhardt haben gemeinsam eine Sammlung ökumenischer Kooperationserfahrungen nebst Einladung zur Nachahmung herausgegeben. Auf insgesamt 116 Seiten wird in 19 Autorenbeiträgen die Ermutigung zu einem stärkeren und glaubwürdigeren Zeugnis kirchlichen Handelns durch ökumenische Zusammenarbeit in vielen Handlungsfeldern auf kommunaler Ebene entfaltet. Von ordinierten Geistlichen und Laien in pastoralen Diensten über haupt-, neben- und ehrenamtlich Mitarbeitende in Caritas/Diakonie, Bahnhofsmision, (Notfall- und Telefon-)Seelsorge, Bildung und Kultur, sowie über kirchennahe Journalisten bis hin zum konfessionsverschiedenen Ehepaar reicht das Repertoire der Berichterstattenden. Ökumenisch-theologische Fachbeiträge findet man nicht darunter. Prominente bzw. kirchenleitende Unterstützung kommt dennoch gleich eingangs durch je einen Beitrag über „die Bedeutung der Ökumene vor Ort“ von Präses Manfred Rekowski und Erzbischof Rainer Maria Kardinal Woelki.

Die Ökumene, die hier beschrieben wird, setzt vor allem auf die Kooperation der beiden so genannten „großen“ Kirchen – Beteiligung der „kleinen“ nicht aus-, aber auch nicht ganz so selbstverständlich eingeschlossen. Der Ansatz ist kein systematischer, aber durchaus reizvoll. Die geschilderten Initiativen sind keineswegs schon vielerorts selbstverständlich, aber auch nicht so extraordinär, dass man sie nicht mit jeweils eigenem Lokalkolorit aufgreifen könnte: von der gemeinsamen öffentlichen Präsenz der Kirchen in

kommunalen Zusammenhängen über die mehr oder weniger systematische Zusammenarbeit der konfessionellen Beauftragten in den durch Staatskirchenrecht geregelten Systemen wie Krankenpflege, Justizvollzug oder Bildung bis hin zur ökumenisch initiierten Stiftung und Trägerschaft fürs Kinderhospiz. Ökumenische Projekte wie der Wuppertaler „Bibelmarathon“, die Bonner Kirchennacht oder die ökumenische Kirchenhütte auf dem Weihnachtsmarkt sowie der ökumenische Jugendkreuzweg in der Wuppertaler Schwebbahn dürfen natürlich nicht fehlen. Die klassischen Kasualien spielen praktisch keine Rolle.

Ogleich sowohl der Präses als auch der Erzbischof die Bedeutung von ökumenischen Gemeindepartnerschaften hervorheben, finden sich diesbezügliche Erfahrungsberichte ebenfalls nicht. Das überrascht vor allem deswegen, weil diese Initiative im Rheinland bereits eine gewisse Geschichte und laut H. G. Link (Unterwegs nach Emmaus. Ökumenische Erfahrungen und Ermutigungen für evangelische und katholische Gemeinden, Leipzig/Paderborn 2014, 177.) einen Schwerpunkt in eben den Städten hat, für die die Lokalprotagonisten aus Wuppertal und Köln/Bonn sprechen. Eine dort wie auch andernorts bekannte und bewährte ökumenische Struktur der Zusammenarbeit findet mit der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) in Bonn bzw. ihrem Wuppertaler Pendant mit dem Zusatz „und Gemeinden“ (ACKuG) Erwähnung. Allerdings stehen beide für die multilaterale Ökumene, aus der konkrete Projekte in den Berichten ebenfalls fehlen.

Der Ansatz des Buches ließe sich durchaus erweitern und dadurch die Übertragung der Erfahrung „Gemeinsam stärker“ sogar noch bekräftigen. Man könnte das Ganze zum umfassenden Pastoralprojekt ausweiten, das der Ökumene den Schritt von der Besonderheit zur Selbstverständlichkeit eröffnen könnte – vor Ort, aber mit Wirkung auch darüber hinaus. Zweifellos trifft Joachim Frank in seinem Beitrag einen gewichtigen Aspekt des ökumenischen Rezeptionsproblems, wenn er vom „Fehler der Gourmet-Ökumene“ spricht, wenn sie der „Vulgär-Ökumene“ schlichtweg nur theologischen Erkenntnisausfall vorzuwerfen weiß (S. 38). Doch Selbstgenügsamkeit ist auf allen Ebenen ein Problem – auch vor Ort.

Wegweisende Dialogergebnisse wie die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre (GER), die wechselseitige Erklärung der Taufanerkennung, aber auch aktuelle Prozesse der Ökumene auf internationaler Ebene, können als theologische Quellen inhaltliche Anregungen auch für die Ökumene vor Ort bieten. Ob durch dementsprechend ebenso tatkräftige Initiativen zu ihrer Rezeption auch im engeren Kreis der pastoralen Arbeitsfelder – in Gottesdienst, Sakramentenpastoral und Katechese – Best Practice-Beispiele der stärkenden Zusammenarbeit entstehen können, erzählbar und vielleicht sogar einmal selbstverständlich werden?

Tim Lindfeld

Auf ein Wort

7 und 1 x heiliges

heute
bin ich
bejaht
(Taufe)

heute
bin ich
versöhnt
(Beichte)

heute
bin ich
nie mehr allein
(Eucharistie)

heute
bin ich
gefestigt
(Firmung)

heute
bin ich
dein
(Trauung)

heute
bin ich
ein segnen
(Weihe)

heute
bin ich
heilsam heimgesucht
(Krankensalbung)

heute
bin ich
durch dich

Michael Lehmler

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E